

Streifzüge

Preis: 27,- ATS / 4,- DEM / 2,- Euro

2/1999

Albaner auf Schindlers Liste

ÜBER DEN NATO-EINSATZ GEGEN AUSCHWITZ

Von Gerhard Scheit

Während Ostern seit je Wagners *Parsifal* gegeben wird, bringt das österreichische Fernsehen nun zusätzlich am Karfreitag *Schindlers Liste*. Erlöst der „reine Tor“ auf der Bühne durch bloße Keuschheit die Gralsritter von der „ewigen Jüdin“ Kundry und rettet den heiligen Gral, so zeigt der reine Unternehmer am Bildschirm den Weg der Erlösung, indem er einfach nur seinen Geschäften nachgeht und dabei viele

Juden retten kann. Am anderen Sender gibt es derweil Berichterstattung über die NATO-Angriffe in Jugoslawien – und der Nachrichtensprecher weist wie selbstverständlich auf den laufenden Film hin, um den Zusehern das Bombardement mit entsprechendem Nachdruck ans Herz zu legen.

Auf einer Pressekonferenz dieser Tage, die Fischer, Scharping und Schröder zusammen mit

Albanern, die gerade aus dem Kosovo gekommen sind, geben, illustriert ein albanischer Dolmetscher die Lage im Kosovo, indem er ebenfalls explizit auf *Schindlers Liste* Bezug nimmt.

Beinahe freiwillig enthüllt Andrei S. Markovits in seinem *taz*-Artikel (vom 7.4.1999) die ganze *Schindler*-Dramaturgie der Berichterstattung, wenn er seine Haltung zum NATO-Einsatz begründet, und dabei doch nur reflexartige Assoziationen wiedergibt: „Und plötzlich tauchen dann die Züge auf unseren Bildschirmen auf, mit ihren offenen Fenstern, aus denen Tausende Arme und Köpfe verzweifelt herausragen, und die Bilder der Nazizüge, die die Juden Europas in die Vernichtungslager brachten, kehren ins Bewußtsein zurück ... Für mich sind die Parallelen zum Zweiten Weltkrieg sowohl visuell als auch emotional – wenn auch nicht unbedingt historisch analytisch – auf allen Seiten dieses furchtbaren Kriegs allgegenwärtig. Dieser Eindruck wird von der Legitimationsrhetorik der Nato noch bestärkt.“ (Wer hätte das gedacht.) Markovits versetzt sich mit geradezu bewundernswerter Offenheit in die erwünschte Rezeptionshaltung. Statt die empfangenen Eindrücke und Identifikationsangebote zu reflektieren und vielleicht ein wenig historisch-analytisch nachzudenken, wird den Bildern absolute Priorität eingeräumt. Sie sind die expressive Seite der Menschenrechte, hauchen den Abstraktionen Leben ein und treten an die Stelle derer, von denen abstrahiert wird. Markovits schließt seinen Artikel mit dem Satz: „Inzwischen aber leben die Bilder des zweiten Weltkriegs ungehindert fort.“

Daher!

von Franz Schandl

Der Theoretiker ist berührbarer als der Praktiker meint. Deswegen ist er auch Theoretiker, will er doch wissen, was warum ist. Zwar sind die *Streifzüge* keine politische Postille und auch ansonsten nicht darauf abgestellt, alles Mögliche sofort zu kommentieren, die Ereignisse in Jugoslawien, die Konflikte im Kosovo und das Eingreifen der NATO, haben uns denn doch bewogen, durchaus unterschiedlich akzentuierte Beiträge aus unserem Umfeld in dieser Ausgabe an vorderster Stelle zu positionieren. Der Krieg sollte nicht spurlos an den *Streifzügen* vorüberziehen.

Das Buch von Ernst Lohoff zu Jugoslawien „Der Dritte Weg in den Bürgerkrieg“ kann selbstverständlich bei uns bestellt werden. Wer sich zu einer großzügigeren Spende aufrafft, erhält es geschenkt. Ein Vermerk am Erlagschein wäre dem sehr zweckdienlich. Selbiges gilt natürlich noch immer für den Sammelband von Gerhard Scheit oder die Abhandlung über die Grünen von Schandl/Schattauer.

Ab September gibt es eine Neuerung, jede Nummer der *Streifzüge* wird auf einem offe-

nen Plenum des Kritischen Kreises nachbesprochen. Wer Lust und Interesse hat, möge vorbeischaun, es handelt sich dabei um keine Prüfungsveranstaltung, außer der Lektüre der aktuellen Ausgabe und ein paar Gedanken wird nichts vorausgesetzt. Sich Aufführen ist verboten, Schweigen hingegen wird toleriert. Eingemeindungen finden nur auf ausdrücklichen Wunsch der Betroffenen statt.

Zu guter vorletzter noch eine Drohung: Allen, die bisher in den Genuß gekommen sind, die *Streifzüge* aus irgendwelchen Gründen zugestellt zu bekommen, ohne jemals zum Erlagschein gegriffen zu haben, denen müssen wir leider mitteilen, daß diese Nummer für sie die letzte Ausgabe gewesen sein wird. Wer die *Streifzüge* weiterhin für unverzichtbar hält, der brenne für uns wie wir. Wer zahlungsunfähig ist, möge uns das bitte mitteilen. Wer aber zahlungsfähig ist, zahle! Den Spendern und Unterstützern sei hiermit ausdrücklich gedankt. Ohne sie wäre dieses Blatt nicht. Daher!

Zu guter letzt also wünschen wir Euch und Ihnen und uns einen schönen und auch erholsamen Sommer.

Unschuldsumkehr

Steven Spielberg hat für die Vergangenheitsbewältigung, und den Wiedereintritt Deutschlands ins Kriegsgeschehen offenkundig eine ganz ähnliche Rolle übernommen wie die NATO: man braucht in Deutschland die Vereinigten Staaten – ihre Militärmacht wie ihre Kulturindustrie – um sich auf seine eigene Vergangenheit so beziehen zu können, daß man

möglichst unauffällig selbst den Weg zur Weltmacht anzutreten vermag. Ebensolche Dienste, wenn auch kleiner dimensioniert, leisten kulturell und militärisch die europäischen Bündnispartner: Roberto Benignis rührende KZ-Klamotte gestattet die ungebrochene Identifikation mit den Opfern, während das permanente Säbelgerassel von Blair und Cook es erlaubt, sich zurückhaltend und still auf die Führungsrolle vorzubereiten. Mit der notwendigen Gabe der Einfühlung beschreibt die ZEIT (14/1999) den kompliziert gewordenen Seelenhaushalt des nationalen Subjekts: „Das ist mein Krieg. Ein Satz, der vieles verändert, für das Land, für den Kanzler, der bittere, deprimierende Tage erlebt. Ende der Inszenierung. Brav folgt er der Allianz, aber ohne Auftrumpfen.“ Die Berliner Republik, wie Schröder sie ursprünglich auftrumpfend wollte, mit dem „Selbstbewußtsein einer erwachsenen Nation, die (ohne Mahnmal) ihre Interessen nicht länger auf dem Altar der Vergangenheit opfert“, sie war nicht unbedingt nach dem Geschmack der liberalen Bürger. Auf dem Altar der Vergangenheit soll vielmehr für den neuen Krieg gebetet werden. Und hierfür ist Joschka Fischer der richtige Mann – geschult wie kaum einer unter den Regierenden in den national-religiösen Riten der Vergangenheitsbewältigung und der Trauerarbeit. „Die europäische Einigung stehe an erster Stelle unseres nationalen Interesses“, zitiert die ZEIT Joschka Fischer und fügt befriedigt hinzu: „Ein guter Satz, ein Programm ohne Beispiel.“

Stellt ein Fernsehjournalist dem Außenminister Fragen rein strategisch-technischen Sinns über den NATO-Einsatz, so antwortet dieser sofort mit weltanschaulichem Sinn, verweist auf die Greuel dieses Jahrhunderts in Europa, um die Konzeption Großserbiens mit der Großdeutschlands gleichzusetzen, und sagt wörtlich, die Serbische Sonderpolizei sei „gewissermaßen die SS“, woraus folgt: Milosevic ist gewissermaßen Hitler, die Serben sind gewissermaßen die Deutschen. Ebenso verwendet Scharping durchgehend das Vokabular des Holocaust, wenn er die Taten der Serben charakterisiert, und spricht bei jeder Gelegenheit von „Selektion“ und „Konzentrationslagern“ im Kosovo. Das mag zum einen Teil eine bewußte Argumentationsstrategie sein – also reine Propagandamaßnahme –, zum anderen, unbewußten Teil aber ist es eine geradezu zwanghafte Projektion. Fast die gesamte deutsche und österreichische Öffentlichkeit steht unter diesem Druck, Vergangenheitsbewältigung am andern Objekt zu betreiben, auf die deutsche Vergangenheit in diesem Jahrhundert zu rekurrieren, wenn über die gegenwärtigen Angriffe der Deutschen gesprochen, von Hitler zu sprechen, wenn es um Milosevic geht. Was hier stattfindet, ist eine Art Unschuldsumkehr: Identifikation mit dem Opfer, um Aggressor zu werden.

Der Einwand aber, daß auch Clinton und die europäischen Verbündeten die Gleichsetzung von Milosevic und Hitler betreiben (auch *Le Monde* bemühte den Vergleich mit dem Dritten Reich), verfehlt genau diesen zwanghaften Charakter, der ihr bei den Erben des Dritten Reichs zukommt und zum nationalen Surplus der deutschen Aggression gehört. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Es ist eben kein Zufall, daß Kroatien, Bosnien-Herzegowina und zuletzt die Albaner eine amerikanische Public Relation-Firma engagieren mußten, um die politische Öffentlichkeit in den USA, die ursprünglich gegen die Aufteilung des Landes eingestellt war, gegen die Serben und Milosevic einzustimmen,*¹ während in Deutschland und Österreich die Einstimmung auf die Kriegsziele ganz von allein erfolgte. Einmal mehr bewährt sich die vergangene nationalsozialistische Volks- und Verbrechensgemeinschaft unbewußt als Referenzpunkt aktueller Politik. Die immer stärker schwankende Politik der USA jedoch, die im Golfkrieg noch souverän imperialistisch handeln konnten, hinterläßt zunehmend den Eindruck von Orientierungslosigkeit, wenn nicht von Schwäche.

Auschwitz und der Burgfrieden

Die Verteidigung der eigenen, der deutschen Kultur und der selbst erkämpften, sozialen Errungenschaften war es, die einst die Arbeiterbewegung und die Linke kriegstauglich gemacht hat. Mit der Berufung auf den eigenen sozialen und kulturellen Standard ließ sich im Ersten Weltkrieg der Burgfrieden herstellen und der Angriff gegen den Osten legitimieren. Auch heute ist es etwas Eigenes, Selbstgeschaffenes, auf das sich die nationale Einheit der emphatischen wie der skeptischen Kriegsfreunde bezieht: Auschwitz. Schieden sich genau hier in der Wälder-Debatte die Geister in Antisemiten und Aufklärer, werden sie nun an diesem Punkt weitgehend wieder vereint. Da es jedoch etwas Negatives ist, das sie eint, kommt man – anders als im Weltkrieg – ohne fremde Hilfe nicht aus. Westliche Verbündete und Milosevic werden benötigt, damit der Mechanismus der Identifikation funktionieren kann.

Auf der Seite der NATO-Gegner findet allerdings die Identifikation mit umgekehrtem Vorzeichen statt: hier wird die NATO mit dem Dritten Reich, Clinton mit Hitler, gleichgesetzt, und Handke versucht, die Lage der Serben mit der der Juden in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Auch darin ist Auschwitz instrumentalisiert: Reflexion auf den Vernichtungskrieg des Dritten Reichs als Voraussetzung des heutigen Europa wird damit ebenso vermieden wie eine kritische Analyse des serbischen Nationalismus und der rassistischen Aggression von serbischem Staat und serbischer Banden. Der Antiamerikanismus des Kalten Kriegs und der Friedensbewegung der achtziger Jahre, der auf der Seite der Kriegsgegner einfach fortgesetzt

wird, verdeckt jedoch zunehmend die spezifisch deutschen Interessen innerhalb des Westens und nähert sich im schlimmsten Fall der extremen Rechten an, die eben auch „kein Blut deutscher Soldaten“ im Kosovo vergießen möchte.

Die Entzweiung in Freunde und Gegner des Kriegs ist hier ohnehin immer nur eine vorübergehende: Deutschland bringt den Krieg und es verheißt auch den Frieden; wichtig ist allein, daß es Deutschland ist. So sind Antiamerikaner und Nato-Freunde – Augstein und Schröder, Wälder und Grass – auf der Basis einer rein europäischen Kriegs- und Kulturunion sofort vereint – zum Wohle einer Nation, die aus Krieg wie aus Frieden gestärkt hervorzugehen vermag, deren große Stunde aber immer in der Krise schlägt. Die Amerikaner – und speziell das mit ihnen phantasierte „Finanzjudentum“ – werden bald von allen als die wahren Schuldigen identifiziert werden.

So wundert es nicht, daß in Deutschland und Österreich von vornherein größere Konfrontationen zwischen Kriegsgegnern- und -befürwortern ausblieben, obwohl es doch der erste große Kriegseinsatz deutscher Soldaten im Ausland war. Unter der Überschrift „Die Deutschen und der Krieg“ fragte Jan Ross (ZEIT 14/1999) erstaunt: „Warum eigentlich herrscht so große Ruhe ...? ... Eine merkwürdige Atmosphäre des Geschehenlassens liegt über dem Land. Das ist nicht erst seit dem Beginn der Bombardements so. Schon als Bundeswehrverbände mit schweren Waffen nach Mazedonien verlegt wurden, mochte man sich über das Desinteresse der Öffentlichkeit wundern ... Die Neugestaltung der geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse dürfte lebhafter erörtert worden sein als der Krieg auf dem Balkan.“

Die Projektion und Unschuldsumkehr funktioniert von allein, sie muß nicht erörtert oder begründet werden, sie ist für die Deutschen so selbstverständlich wie die Identifikation mit Spielbergs Schindler und Benignis Guido. Während im Golfkrieg durch die Gefahr für Israel tatsächlich ein Zusammenhang bestand mit denen, die in Auschwitz ermordet werden sollten, handelt es sich nun um reine Projektion: rassistische Bandenkriege und Staatsaktionen, wie sie auch in Afrika, Tschetschenien, Indonesien, der Türkei etc. stattfinden, werden zum Menetekel eines neuen Auschwitz erklärt. (Als die Kroaten 300000 Serben aus der Krajina vertrieben, war im Westen hingegen meist nur vom ethnischen Chaos in Jugoslawien die Rede.)

Systematisch all das mit Auschwitz zu identifizieren, durch dessen Bekämpfung sich Machtzuwachs erringen läßt – das ist zur Ideologie der deutschen und europäischen Außenpolitik geworden. Dazu kann letztlich auch die Dokumentation und Darstellung der vergangenen Schuld beitragen – mag sie die traditionelle Rechte noch so sehr vergrämen. Bei der Eröff-

nung der Wehrmachtausstellung in Köln ergriff die Bürgermeisterin die Gelegenheit, um den heutigen Einsatz der deutschen Soldaten am Balkan mit dem in der Ausstellung dokumentierten zu rechtfertigen. In dieser Hinsicht vermag das Holocaust-Mahnmal Sinn zu machen. Nicht lange und Joschka Fischer wird bei dessen Enthüllung die Worte sprechen: „Das haben wir im Kosovo gerade noch einmal verhindern können“ – und mit Adornos Diktum schließen, „alles einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole.“

Hoffnung für die Welt

Dieser Projektionsmechanismus, mit dem Deutschland in aller Unschuld als kriegsführende Macht in Aktion tritt, läßt die ganze Situation so gespenstisch erscheinen. Das Phänomen ähnelt dem des Philosemitismus: im Dunkeln bleibt, was sich hinter dem guten Willen verbirgt, wie groß die Gefahr eigentlich ist, von wem konkret sie ausgeht. Es ist ein schleicher, ungreifbarer Wille zur Macht, dumpf und unartikuliert, schwer zu sagen, was von ihm bewußt geplant, was spontan sich durchsetzt. Dieses stumpfsinnige und zugleich undurchsichtige Herrschaftsinteresse brachte der scheidende deutsche Bundespräsident Herzog vollender zum Ausdruck. Auf die Frage des *Spiegel*: „Deutschland, wie es sich seit 1989 verändert hat, als Hoffnung für die Welt?“ antwortet er: „Man traut uns mehr zu, oder man sieht, daß wir mehr Möglichkeiten haben. Aber diese Fragen wären auch ohne Wiedervereinigung an uns gestellt worden. Denn es war ja die westdeutsche Politik, die dieses Vertrauenskapital allmählich angesammelt hat.“ (*Spiegel* 14/1999)

Nationale Hegemonie scheint derzeit in Deutschland tatsächlich wie Kapital zu akkumulieren: Jeder trägt etwas bei; die Konzentration geschieht gewissermaßen hinter dem Rücken der Akteure: Augstein ist gegen den Einsatz am Balkan, möchte aber zugleich die USA als Weltpolizist stürzen; Theo Sommer möchte eine internationale Balkankonferenz einberufen „wie jene, die 1878 unter Bismarcks Vorsitz in Berlin stattfand“; Joschka Fischer bringt den ersten Friedensplan ins Spiel; Scharping möchte vor allem weiter bomben ... Gemeinsam aber ist allen Staatssubjekten der Wunsch: Auschwitz zu verhindern – er entspricht etwa dem Wunsch der Warensubjekte, Volkswohlstand zu schaffen. Die Deutschen (und in ihrem Windschatten die Österreicher) fühlen sich eben immer mehr wie Oskar Schindler im Film: inmitten einer Welt, auf die sie immer nur Auschwitz projizieren können, wollen sie ihren Profit machen und wie ein Gott über Leben und Tod entscheiden.

*) Vgl. hierzu Mira Beham: *Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik*. 3. Aufl. München 1996. S. 160 ff.

Morden darf nur der Norden

von Franz Schandl

Auf diese grobe Grundformel könnte man die Neueste Weltordnung bringen, die das soeben an Jugoslawien ihr erstes Exempel statuiert. So stellt sich das allzuständige und mächtige kapitalistische Abendland, die NATO, die Welt vor: Es regiert, es definiert, es bombardiert.

Wer zivilisiert ist, entscheidet die zivile Gesellschaft der kapitalistischen Zentren. Und ihre kulturindustrielle Artillerie feuert die aktuelle Feindesbeurteilung dann aus allen Rohren. Unübersehbar, unüberhörbar, unübertrumpfbar. Im Freund-Feind-Schema sind Differenzierungen außer der einen nicht vorgesehen. Wer gegen Scharping und Fischer ist, ist für Milosevic, unterstellt dieses Einmaleins für Vollidioten auf Bundestagsniveau. Aber auch intellektuelle Divisionäre wie Habermas oder Beck verkünden nichts anderes. Ihr Kriegsgefang ist geistiger Flankenschutz.

Barbarei gegen Barbarei

Tote sind nur Menschen gewesen, wenn sie Zivilisierte waren. Wenn Serben sterben, ist das was ganz anderes. Die haben es sich verdient. Und es ist nicht bloß ein schlechtes Heldenlied, das der Norden da singt, es findet real statt. Was demonstriert die videogame-artige Aufbereitung der Zerstörung eines serbischen Panzers, die uns da so triumphalistisch televisioniert wird? Sie ist doch nichts anderes als die Vorführung einer Ermordung und die Verhöhnung der Ermordeten: da werden Körper zerfetzt, da verbrennen zwangsrekrutierte Kanoniere. Die filmische Inszenierung erinnert in ihrem Leistungskult fatal an die Wochenschauen der Nazis. Und dieser Vergleich mit Nazi-Propaganda ist nur dahingehend ungenau, weil die demokratische Infiltration im Wohnzimmer um vieles subtiler und perfider ist, werbetechnisch dem Dritten Reich weit überlegen. Ihre Totalität braucht keine Aufmärsche und Zwangsverpflichtungen.

Elend gebiert elendigliche Vorstellungen. Wo Blut fließt, setzt das Hirn aus. Wo der Instinkt einsetzt, wünscht er den Tod des Feindes. Recht primitiviert sich zur Rache. Es setzt sich, indem es andere in Angst und Schrecken versetzt. Je mehr an der Spirale der Gewalt gedreht wird, desto weniger ist sie zu stoppen.

Soldaten sind Mörder und Vergewaltiger, darauf läuft ihr Training, das eine Abrichtung ist, implizit hinaus. Jede Form von Gewalt, die

man den Gegnern nur antun kann, ist dem Krieg immanent. Also auch die Vergewaltigung. Als eine besondere Art der Demütigung gehörte sie stets zum Inventar. Wenn verrohete, aufgeputschte und bewaffnete Männerbanden, also Krieger, erscheinen, ist Gefahr in Verzug.

Dies nur dem serbischen Nationaltypus zu unterstellen, zeigt, wie weit der Chauvinismus in NATO-Köpfen schon fortgeschritten ist. Eine Wahrheit bläst sich auf zur großen Lüge. Im konkreten Fall werden aus Vergewaltigungen Massenvergewaltigungen, ja systematische Massenvergewaltigungen, wo dann sogar von eigenen serbischen Vergewaltigungs-KZs die Rede ist. Alles ist möglich. Erzählte man, daß serbische Panzerkommunisten albanische Kinder am Spieß braten, die Mehrheit würde es sicher glauben. Das versetzte den gemeinen Menschenverstand sicher in Bombenstimmung. In seiner Phantasie halluzinierte er einen Atompilz über Belgrad. Was sich hier entblößt, ist Politik und Journalik, nicht der Serbe.

Im Krieg erreicht die Verwüstung der Ganglien nicht nur erschreckende, sondern durchaus schreckliche Ausmaße. Blödsinn schlägt in Gemeingefährlichkeit um. Der Kriegsmeute geht es nicht um Zusammenhänge, es geht um die Aufladung der Gemüter an der Heimatfront. Frontberichterstattung ist von Kriegspropaganda nicht zu unterscheiden. Vieles, was sich als Lüge oder zumindest Halbwahrheit herausstellen wird, wird zuvor allerdings schon seine Wirkung entfaltet haben. Deren Resultate können nicht mehr rückgängig gemacht werden. Ja, wenn wir das gewußt hätten, werden morgen jene sagen, die gestern nur ihre Pflicht getan haben wollen.

Alles, was man Milosevic und seiner Propagandafront unterstellt, müßte sofort auf die Heimatfront bezogen werden. Also: „Tatsächlich ist das serbische Fernsehen nichts anderes als eine phantasievolle Desinformationsmaschine“, (*Kurier*, 25. April) meint auch: Tatsächlich ist die österreichische, die deutsche, die französische, die amerikanische Medienmaschine das ebenso. Wir würden sogar meinen: um vieles „phantasie“ voller. Wer Sendungen und Zeitungen des Feindes als hetzerisch und nationalistisch entlarvt, hat den Charakter der eigenen schon richtig benannt. Dementsprechend sollte man die Herren, wenn sie von Kriegsverbrecherprozessen sprechen, sofort fragen, ob sie da auch an sich denken.

Kreuzzüge gegen Schurken

Die Verhandlungsvorlage der NATO war stets ein Ultimatum gewesen. Milosevic hat sich zu Rambouillet gar nicht anders verhalten können, als er es getan hat. Der NATO und all ihren politischen, medialen und intellektuellen Regimen-tern muß man vorwerfen, dies einfach in Kauf genommen zu haben. Man wollte, was man tat, da mögen einige Grüne auch noch so flennen.

Durch den nichterklärten Krieg der NATO gegen Jugoslawien hat diese den Ruf eingebüßt eine, wenn auch unsympathische, so doch berechenbare Kraft zu sein. Sie ist, und darauf wird man sich einstellen müssen, zu einer unberechenbaren Institution geworden. Völkerrecht und Menschenrecht werden je nach Belieben zurechtgebogen oder beiseite geschoben. Denn das Recht des Stärkeren ist das stärkere Recht. Und die NATO ist groß und allmächtig. Im jugoslawischen Vorhof (und als nichts anderes betrachtet man nach 1989 die Reste des titostischen Staates) hat man den Präzedenzfall geschaffen. Weitere sollen folgen.

Jugoslawien ist das Menetekel. So wie vor diesem Krieg wird es nie mehr sein. Das Ende staatlicher Souveränitäten kündigt sich an, diese werden wahrscheinlich nie mehr in den Rahmen irgendeines fragilen Völkerrechts gezwängt werden können. Wir treten ein in eine neue Periode, in der der Norden rücksichtslos und unter Strafandrohung sein planetarisches Gewaltmonopol durchsetzen möchte. Ab jetzt wird Druck gemacht. Natürlich wird da weiterhin mit zweierlei Maß gemessen: Schurken sind nur Schurken, wenn sie nicht unsere Schurken sind.

Ist der negative Bescheid als Schurkenstaat ausgestellt, ist dessen mentaler Abstieg primär eine Frage des medialen Marketing. Ob nach den Serben die Inder, die Hutu, die Chinesen oder die Russen zu Bösvölkern ernannt werden, die man in die Zivilisation bomben muß, ist eine taktische Frage. Vor allem auch eine, die nach dem Waffenarsenal und den Möglichkeiten der potentiellen Feinde fragt. Daher werden diese jetzt wie wild aufrüsten, und wo möglich, sich mit Atomwaffen bestücken.

Jedes Gemetzel in Tibet, jedes Massaker im Kaukasus, kann so den Vorwand für eine zukünftige Intervention liefern. Wer nicht spürt, wie der Norden und seine freiheitlichen Zertifikationsstellen in Regierung und NGOs es vorschreiben, der könnte bald als Übeltäter überführt und abgestraft werden. Da ernennt sich der Freiheitskrieger, und schießt im Sinne der besten aller Ordnungen, seine Friedensraketen ab. Ja, diese Chinesen, im Sicherheitsrat destruktiv, von den Menschenrechts-Standards ganz zu schweigen. Und auch die Russen darf man nicht länger pardonieren. Zu jedem tschetschenischen Konflikt kann man Völkermord sagen – wenn es opportun ist. Und sollten diese Russen dann

noch die falsche Regierung installieren oder einen falschen Präsidenten wählen, dann Gnade ihnen, den Russen. Der Kreuzzug, das ist eine brandaktuelle Herausforderung. Es riecht verdammt nach dem Dritten Weltkrieg.

Daß die Sozialdemokratie sich gleich wie im August 1914 auf den Punkt bringt, wer hätte daran gezweifelt. Aber auch von den Regierungsgreenen war nichts anderes mehr zu erwarten. Im Ernstfall sind auch sie eine (deutsche) Kriegspartei. Daß in ihr nicht einmal mehr die Kraft zur Abspaltung, geschweige denn zur Spaltung vorhanden ist, demonstriert Verfall und Verkommenheit. Grün ist abgelaufen. Was als hoffnungsfrohe Bewegung begann, ist als emanzipatorische Größe endgültig am Ende. Die Grünen sind der stinkende Leichnam von Achtundsechzig. Fischer und Cohn-Bendit seine Verweser.

Rudelwischen

Die Herren des Nordens führen sich auf wie eine Bande, ihre Umgangsformen gleichen der Mafia. Rache nennt sie Recht, Ultimatum Vertrag, Erpressungsangebot, Menschenleben Kollateralschäden. Krankenhäuser, Busse, Flüchtlingstransporte, Botschaftsgebäude, Rundfunksender – nichts ist vor ihren Attacken sicher. Die okzidentale Cosa nostra, das sogenannte Freiheitsrudel, ist in Bombenstimmung. Ihre obersten Gockel spielen Schwanz messen. Wer ernennt sich am meisten? Wer schickt die meisten Granaten? Wer schießt die meisten Panzer ab? Wer wird zuerst mit seinen Bodentruppen ins Landesinnere vorstoßen? Wer killt Slobodan, den tollwütigen Köter aus Belgrad? Im Rudel wird selbst aus Rudi Ratlos ein Rudi Rambo. Wahrscheinlich, sie sind scharf wie ihre Bomben.

Im Rudelwischen oder vornehmer ausgedrückt: in der kollektiven Onanie suchen die nun auf Heerführer gedrückten Politikaspar im Militarismus Potenz und Befriedigung. Freilich, was als Stärke erscheint, ist Schwäche. Das grundsätzliche Problem ist, daß die Politik der kapitalistischen Zentren mit ihrem Latein (nicht nur in Jugoslawien) schlicht und einfach am Ende ist. Ihre herkömmlichen Rezepte wirken hilflos, außer einer rassistischen Abgrenzung im Inneren ist ihren Politikern bisher wenig eingefallen.

Wenn sie politisch nicht mehr aus noch ein wissen, greifen sie zu den Waffen. Zumindest das wissen wir jetzt. Was Übermacht ist, ist Ohnmacht auch. Man wollte Entschlossenheit demonstrieren, und verschärfte doch nur mit Bomben und Granaten, den Leuchtraketen ihrer Demokratie, das Elend: Macht kaputt, weil ihr kaputt seid!

Was die NATO betreibt, ist Zerstörung. Ihre führenden Politiker erlitten spätestens mit Kriegsausbruch einen Kollaps, der, inzwischen chronisch geworden, in emotionalen Zuckungen und autistischen Ereiferungen sich ausbebt. Biedere Demokraten entpuppen sich als fanatische Kreuzritter, die ihre abendländischen Werte

mit allen Mitteln durchsetzen wollen. Nicht erst nachdem Karl Kraus Rudolf Scharping und Joseph Fischer gesehen hatte, schrieb er: „Politik ist das, was man macht, um nicht zu zeigen, was man ist, und was man selbst nicht weiß.“

Daß das gemeinsame Europäische Haus, von dem Gorbatschow noch schwärmte, neuerlich zu einem Totenhaus werden könnte, vor allem in den von der „Macht des Bösen“ befreiten Gebieten, wer hätte das gedacht. „No Stalin or Hitler is in sight“, jubelte das Magazin *Newsweek* nach den Umbrüchen 1989. Inzwischen werden Hitler und Stalin geradezu seriell produziert. Phantasierte man gestern oft den „Endsieg“, so ist nun das Böse immer und überall.

Durch die Konstruktion der vielen Hitler sollen die anderen nun endlich auch ihren Hitler abkriegen. Hitler soll im wahrsten Sinn des Wortes raus aus Deutschland. Alle Völker haben ihren Hitler, und wenn sie ihn nicht haben, dann bringen wir ihnen ihn vorbei. Zumindest wenn es ins Feindbild der US- und EU-Administration, primär natürlich deren Ableger in Deutschland und Österreich, paßt. Die Spezifität des deutschen Nationalsozialismus soll gerade dadurch weg „rationalisiert“ werden. Diese maßlosen Vergleiche sind Verdummungs- und Denunziationsmittel in einem Ausdruck einer unerträglichen Arroganz, die aber gerade die Ignoranz des eigenen Publikums ausgezeichnet zu hantieren versteht.

Völker als Gemeingefährlichkeiten

Die selbstbestimmte Nation, die mag einmal ein Ziel gewesen sein, heute ist sie eine Mär. Durchgesetzte wie auch noch durchzusetzende Selbstbestimmungen sind nur mehr um den Preis von Ausgrenzung und Abschiebung, Vertreibung und Krieg zu haben. Je später die Nation auf dem Misthaufen der Geschichte landet, desto mehr Opfer wird sie noch hinterlassen. *Entvolkung* ist angesagt. Die Menschen müssen sich von ihren Nationen befreien. Wollen die Menschen Zukunft haben, dann darf kein Volk eine Zukunft haben! Emanzipation ist heute ein kategorisches Projekt gegen das Nationale in all seinen Schattierungen.

Die Kehrseite des Herrschafts-rassismus ist ein ebenfalls destruktiver (Befreiungs-)Nationalismus. Die gemeingefährliche Absicht, alle „Gleichstämmigen“ in einen Staat stecken zu wollen, alle anderen auszuschließen oder zu drangsaliieren, konnte am Balkan nur zum Krieg führen. Ein Unglück besteht darin, daß *Bevölkerungen* sich nach wie vor als *Völker* begreifen, d.h. als nationale Schicksalsgemeinschaften und Handlungskollektive, nicht ganz profan als das, was sie eigentlich sein könnten, solidarische Subjekte einer transnationalen Gesellschaft.

Den dualistischen Diktaten darf man sich nicht unterwerfen. Wer gegen Scharping und

Fischer ist, ist nicht für Milosevic! Eine Debatte, ob man für oder gegen die Serben oder Albaner ist, ist eine Zumutung sondergleichen. Die Entscheidung zwischen dem marktwirtschaftlichen Kahlschlag einer Globalisierung, und dem nationalistischen Marodieren der Kleinstaaterei ist keine. Der Fetisch des Marktes ist nichts prinzipiell anderes als der Mythos vom Amselfeld. Er ist nicht besser, nur weiter. Sozusagen eine modernere Variante eines sich selbstvergewissernden Wahnsinns.

Es geht schlichtweg darum, in diesem Konflikt nicht Kriegspartei, sondern *Partei gegen den Krieg* zu sein, es geht darum hier, in den satten Zentren des Nordens, entschlossen gegen die von NATO, Medien und Politik vorangetriebene Eskalation, gegen die Verwilderung internationaler Kommunikation und mediale Kriegsmache, aufzutreten.

Eine Diskussion über den Gesichtverlust der NATO, aber auch des serbischen Präsidenten oder der UCK-Führung ist eine, die man sich nicht leisten sollte. Besser sie verlieren ihr Gesicht als andere verlieren weiterhin das Leben. Die Sirenen werden allerdings erst dann verstummen, wenn die Garde der Freiheitsinvasionäre und Menschenrechtsinterventionisten hierzulande zu spüren bekommt, was sie verdient: eine mächtige und intelligente Antikriegsbewegung.

Ob das aktuell machbar ist, muß allerdings bezweifelt werden. Doch die Alternative ist das Gemetzel in Permanenz mit einer Tendenz Richtung Weltbürgerkrieg, was konkret meint: Menschen, die – ähnlich wie im Dreißigjährigen Krieg – immer in Angst und Schrecken leben müssen, nicht sicher davor, überfallen und beraubt, vertrieben und bombardiert, vergewaltigt und erschossen zu werden.

Streifzüge

Impressum und Offenlegung

Medieninhaber: Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretstraße 71-73/23, A-1050 Wien. Der Medieninhaber ist zu 100% **Eigentümer** der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt. **Herausgeberin:** Context – Initiative für freie Studien und brauchbare Information, A-1140 Wien **Grundlegende Richtung:** Kritik **Redaktion (zugleich Mitglieder des Leitungsorgans des Medieninhabers):** Stephan Grigat, Patrizia Gruber, Franz Schandl, Gerhard Scheit, Günter Schneider, Gerold Wallner, Maria Wölflinger und Robert Zöchling **Produktion:** Kemmerling Zöchling & Partner Medien- und Informationsdienste KEG, Schotten-gasse 3a/1/4/59, A-1010 Wien, Telefon 535 11 06, Telefax 532 74 16 **Hersteller:** Fa. Melzer, Kirchengasse 48, 1070 Wien

Der Bock ist nicht der Gärtner

von Ernst Lohoff

50 Jahre nach ihrer Gründung scheint die politische Klasse der Bundesrepublik endlich am Ziel ihrer außenpolitischen Wünsche angelangt zu sein: Deutschland hat als ein ganz normales „demokratisches Land“ das Menschenrecht auf Militäreinsatz wiedererlangt und darf im Rahmen der NATO mitbomben für die Freiheit. Daß ironischerweise ausgerechnet eine rot-grüne Regierung der 68er-Generation zum ersten Mal seit dem 8. Mai 1945 deutschen Soldaten einen Angriffsbefehl geben durfte, fügt sich bestens in die „Normalisierungslogik“. Leute, die selber einmal gegen die Verdrängungsleistung ihrer Nazi-Eltern und gegen die NATO protestiert hatten, eignen sich besser als Konservative für eine Glaubwürdigkeits-Simulation, um das neue Recht der Deutschen auf Amnesie einzulösen.

Die unter dem Hut der NATO mit „Balkankonferenzen“ anvisierte weltregionale Großmachtrolle trägt allerdings anachronistische Züge. Denn von der machtpolitischen Normalität des 20. Jahrhunderts ist nach dem Ende des Kalten Krieges nicht mehr allzu viel übriggeblieben. Zwar tummeln sich auf der globalen Wildbahn mehr formal unabhängige Staatsgebilde als jemals zuvor; diese repräsentieren aber keine auch nur halbwegs kohärenten Nationalökonomien mehr. Die Hülle der Staatsfunktionen (oft sind es nur noch bessere Clan- und Bandenherrschaften) beherbergt vielmehr unmittelbar dem Weltmarktdiktat unterworfenen Verwertungsstandorte einerseits und abgeschriebene, immer zahlreicher werdende Modernisierungsrüinen andererseits. Die Staatsmänner, Militärstrategen und übriggebliebenen Institutionen des Kalten Krieges weigern sich allerdings, diese Veränderung des Bezugssystems zur Kenntnis zu nehmen; schon um ihre eigene Funktion nicht in Frage zu stellen. So stehen sie weiter unverdrossen vor ihren Landkarten, malen ihre Pfeile und schwadronieren von „Souveränität“ und „territorialer Integrität“.

Der „Feind“, der da mühsam zusammengestastet wird, hat allerdings längst nichts mehr von einer Gegenmacht an sich. Es ist Vergangenheit, daß sich an der kapitalistischen Peripherie eigenständige Entwicklungsregimes (von der Oktoberrevolution bis zur Entkolonisierung) formierten, um staatlich integrierte warenproduzierende Nationalökonomien aus dem Boden zu stampfen und gegen imperiale Ansprüche durchzusetzen. Für die heutigen Regimes der

aus dem Weltsystem weitgehend herausgefallenen Regionen dagegen, die jeder Entwicklungsperspektive beraubt sind, gibt es nur noch die Option, die Überreste der gescheiterten Modernisierung auszuschlachten. Die Staatsapparate verwandeln sich so in reine Kleptokratien vor dem Hintergrund einer Plünderungs-Ökonomie: Die Fortsetzung von Marktwirtschaft und Konkurrenz mit anderen Mitteln äußert sich in Form von organisierten Raubzügen und Massakern an Nachbarn, die aus dem ehemals gemeinsamen nationalstaatlichen Rahmen hinausdefiniert werden. Dafür eignet sich bestens die Wiederentdeckung „ethnischer“ Differenzen, wie sie von Bosnien über Burundi bis Indonesien Hochkonjunktur haben.

Unter Führung der USA, des Weltkreditstaubsaugers Nr. 1, versucht der Westen diesen von seiner eigenen Konkurrenz- und Weltmarktlogik ausgelösten globalen Krisenprozeß in alte Macht- und Strategiekonzepte zu übersetzen. Der Zugriff auf die Blase des globalen Kreditsystems erlaubt zwar vorläufig noch eine derartige Simulation klassischer Machtpolitik, die jedoch inhaltlich absurd wird. Die phantasmatische Instanz einer „demokratischen Völkergemeinschaft“ wird als legitimatorische Folie bemüht, um die Resultate der eigenen sozialökonomischen Verrücktheit und historischen Inkompetenz unter dem Daumen zu halten. Obwohl das Menschenmaterial größtenteils gar nicht mehr gebraucht wird, sollen die ungeheuren Massen der Herausgefallenen trotzdem den kapitalistischen Spielregeln unterworfen bleiben. Wo verwilderte Bosse von Modernisierungsrüinen den Kotau verweigern und auf eigene Rechnung zu räubern und zu schlachten beginnen, werden ihre Länder zu „Schurkenstaaten“ erklärt, weil das Abschlachten von Menschen nämlich nur im Namen westlicher Humanität und nur für befreundete Diktatoren erlaubt ist.

War die Demokratie- und Menschenrechtsideologie aber im Kalten Krieg noch einer realen Machtpolitik mit bestimmten strategischen Zielen eingeordnet, so reißt sie sich unter den neuen Bedingungen und in der Eigendynamik medialer Aufbereitung von jedem handfesten Interesse los und beginnt selber Amok zu laufen. Zwar kann der NATO keine Macht der Erde militärtechnologisch widerstehen, aber trotzdem haben die vereinigten Weltpolizisten seit dem Ende der Sowjetunion mit ihren Interven-

tionen eigentlich nur noch Schiffbruch erlitten. Ob in Somalia oder im Irak, das technisch erfolgreiche Bomben hat sich strategisch regelmäßig blamiert. Der Kosovo-Krieg stellt zweifellos einen weiteren Höhepunkt in diesem strategisch leeren Amoklauf dar. Unmittelbar sticht zunächst einmal die Willkürlichkeit der moralisierenden Feinddefinition ins Auge, mit der die Ritter von Demokratie und Marktwirtschaft ihren Kreuzzug gegen Serbien führen.

Denn ganz offensichtlich fand die „humanitäre Katastrophe“ von Anfang an auf beiden Seiten statt, da die Separatisten der UCK dieselbe völkische Ideologie und Perspektive der „ethnischen Säuberung“ verfolgen wie Milosevic und ihre bewaffneten Banden bereits nach Kräften serbische Zivilisten massakriert haben. Pikanterweise übrigens mit Waffen der ehemaligen NVA der DDR, die von der Bundesregierung an die Türkei geliefert wurden und über den Umweg des albanischen Pyramidenspiel-Präsidenten Berisha zur UCK gelangten. Auch die mit tatkräftiger deutscher Hilfe betriebene slowenische und kroatische Sezession, die zu Lasten Serbiens ging, das von wichtigen industriellen Ressourcen des ehemaligen Jugoslawien abgeschnitten wurde, lief unter eindeutig völkischen Parolen; bekanntlich wurden dabei auch serbische Bevölkerungsteile vertrieben. Trotzdem gelten diese Staatsgebilde als genehme Demokratien im Vorhof der EU. Der NATO-Partner Türkei wiederum macht seit Jahren im großen Maßstab mit seiner kurdischen Bevölkerung bis in die Einzelheiten exakt dasselbe, was serbische Milizen und Militäreinheiten gerade im Kosovo treiben; und zwar vor dem Hintergrund derselben völkischen Ideologie, die einst in Deutschland von Herder und Fichte begründet und zum Exportschlager wurde – besonders bei zahlreichen osteuropäischen Modernisierungsregimes. Unter diesem Zeichen hatte schon Kemal Atatürk Griechen und Armenier vertreiben und massakrieren lassen.

Warum also die NATO dauernd B sagt und Belgrad und Bagdad aus „humanitären Gründen“ bombardieren läßt, jedoch niemals A gesagt und Ankara in Schutt und Asche gelegt hat, läßt sich moralisch und humanitär niemals erklären; das fällt sogar manchen Experten-Plauderern im Fernsehen gelegentlich ein wie eine zufällige Erinnerung an die Realität. Dasselbe trifft auch für die politische Legitimation zu. Konnte das Vorgehen im Golfkrieg wenigstens noch damit formal begründet werden, daß Saddam Hussein durch Annexion die „territoriale Integrität“ eines anderen „Souveräns“ und damit das Völkerrecht verletzt hatte, so müssen im Fall Kosovo die Menschenrechte bereits dafür herhalten, einen ebenso offenen Bruch desselben Völkerrechts zu rechtfertigen. Niemals war die legitimatorische Position eines militärischen Angriffs schwächer.

Die ganze Aktion strotzt dermaßen von Verlogenheit, daß nicht einmal die Hysterisierung der Öffentlichkeit ganz davon ablenken kann. Inzwischen rutscht es den Berichterstatern immer öfter heraus, daß die Flüchtlinge nicht nur vor den Serben, sondern auch vor den keineswegs zielgenauen NATO-Bomben davonlaufen (Treffer auf ein Wasserwerk, eine Zahnklinik in Pristina und andere Heldentaten sprechen Bände). Wenn die TAZ am 26.3. titelte: „Trotz Bomben: Kosovo leidet“, dann dokumentiert das nur, wie die Metamorphose vom Oppositions- zum Regierungsblatt den gesunden Menschenverstand von Redakteuren beeinträchtigen kann. Die NATO selber übergipfelt diese Dummheit noch, indem sie Ziele in Gesamtserbien unter Feuer nimmt und die unvermeidlichen Zivilopfer als bedauerlichen „Kollateralschaden“ verhöhnt, eine Begriffsbildung, die sich für das Unwort des Jahres anbietet. Politisch war das erste Opfer der Bombardements die serbische Opposition, die aus keineswegs unerklärlichen Gründen geschlossen zu Milosevic überlief. Auch die eigentlich protestantische Führung in Montenegro rückt Belgrad wieder näher, nachdem der Flughafen der montenegrinischen Hauptstadt Podgorica gleich bei der ersten Angriffswelle ausradiert wurde.

Durch Drohgebärden, Ignoranz und strategielosen Irrsinn in der von ihrer wunderbaren Marktwirtschaft zunehmend ruinierten Welt hat sich die NATO in einen Zugzwang gebracht, der nur immer tiefer in den Sumpf führen kann. Sie kämpft mit den blutigen

Gespensern der Modernisierungsgeschichte, die sie direkt und indirekt selber wiedererweckt hat. Das leere, roboterhafte Mediengestammel von Staatsmanns-Attrappen wie Schröder und Fischer kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die BRD mit fliegenden Fahnen in einem Konflikt engagiert hat, der ihren eigenen historischen Untergrund ans Tageslicht spült; bezeichnenderweise in einer Zeit, in der die durchaus völkisch geführte Debatte um das Staatsbürgerrecht das „balkanische“ Moment auch hierzulande aufscheinen ließ. Die deutsche Beteiligung an der Militärintervention schlägt innenpolitisch in dieselbe Kerbe wie die unsägliche Walser-Debatte.

Aber die Entlastung der Vergangenheit führt nicht zurück in die machtpolitische kapitalistische Normalität, sondern eben in den Sumpf von immer weniger bewältigbaren Verlaufsformen der globalen Krise und Barbarisierung, die den Begriffen von „Einflußsphären“ und „Machtstrategien“ Hohn sprechen. Selbst wenn die NATO irgendwie „siegen“ sollte (was keineswegs absolut sicher ist), wird unter den von ihr mitgeschaffenen Fakten nur noch darüber entschieden, ob im Kosovo die Serben die Albaner oder die Albaner die Serben vertreiben. Daß der Westen in einem Konflikt beiderseits völkisch ideologisierten Banden und Mafia-Staaten als Partei und Schiedsrichter auftritt, zeigt den prekären, zunehmend irrationalen Status seiner Weltpolizeirole für das 21. Jahrhundert an. Der Bock war eben noch nie ein guter Gärtner.

aus *Jungle World* 15, 7. April 1999

In ihrer fundamentalen Krise entpuppt sich die Arbeit noch einmal als totalitäre Macht. Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen! Dieser zynische Grundsatz gilt noch immer, obwohl er Millionen von Menschen für „überflüssig“ erklärt. Angesichts dessen ist heute jeder Schrei nach Arbeit und „Arbeitsplätzen“ nur noch regressiv. Notwendig ist vielmehr der Kampf gegen die Arbeit. Soziale Emanzipation setzt den kategorialen Bruch mit dem gesellschaftlichen Zwangsprinzip voraus, dem die Menschheit sich über zwei Jahrhunderte lang unterworfen hat.

Gruppe KRISIS Manifest gegen die Arbeit

Herausgeberin: Zeitschrift Krisis – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft
54 S., DM 5/35 öS/Eur 2,50 (im Handverkauf)

Bezug über: Krisis-Kreis Köln, Düsseldorfstr. 74, 51063 Köln

Bestellungen nur gegen Vorkasse:

1 Ex.: 6,60 DM (in Briefmarken), 2 Ex. 10 DM (Geldschein),
10 Ex.: 30 DM (Geldschein oder Scheck), 100 Ex.: 250 DM (Scheck).

in Österreich über: Streifzüge,

1 Ex.: 40 öS, 3 Ex.: 100 öS, 5 Ex.: 150 öS, 10 Ex.: 250 öS.

Wert und Geschlechterverhältnis

von Roswitha Scholz

In der bisherigen marxo-feministischen Debatte blieb das Verhältnis von Wertform der Ware und Geschlechterverhältnis auf der theoretischen Meta-Ebene stets unterbelichtet. „Der Wert“ wurde als eine geschlechtsneutrale Kategorie und die geschlechtliche Hierarchie bloß als sekundäres oder paralleles Verhältnis verstanden. Demgegenüber soll im folgenden thesenhaft (und insofern notwendigerweise unvollständig, da ohne Nachweis der Erkenntnis Schritte) die Theorie der „Wert-Abspaltung“ dargestellt werden, die ein Versuch ist, Wert und Geschlechterverhältnis auf derselben Abstraktionsebene als ein dialektisch vermitteltes Gesamtverhältnis zu begreifen. Dabei schließe ich einerseits an die Gesellschaftstheorie Adornos und andererseits an die Wertkritik der „Krisis“-Gruppe an, insbesondere an deren kategoriale Kritik des Arbeitsbegriffs. Diese theoretischen Positionen sollen durch die Theorie der Wert-Abspaltung im Sinne einer Kritik des Androzentrismus gewendet werden, um zu einer kritischen Meta-Theorie zu gelangen, die auch analytische Kraft für die (postmodernen) Zeitverhältnisse beanspruchen kann.

1.

Das asymmetrische Geschlechterverhältnis ist in theoretischer Hinsicht m.E. beschränkt auf die Moderne zu untersuchen. Dies soll nicht heißen, daß dieses Verhältnis keine Geschichte hat; allerdings nimmt es erst mit der Verallgemeinerung der Warenproduktion eine gänzlich neue Qualität an. Frauen sollen nun primär für den minderbewerteten Reproduktionsbereich, Männer für die Produktionssphäre, die Öffentlichkeit (Wirtschaft, Politik, Wissenschaft) zuständig sein. Ich widerspreche damit allen Auffassungen, die das Geschlechterverhältnis im Kapitalismus letzten Endes als vorkapitalistischen Rest sehen. So taucht etwa die Kleinfamilie, wie wir sie kennen, erst im 18. Jhd. auf; ebenso bildet sich die gesellschaftliche Aufspaltung in eine öffentliche und eine private Sphäre in unserem Sinne erst seit der Neuzeit heraus. Nicht bloß die Wertvergesellschaftung als solche nahm in diesem Zeitraum ihren historischen Lauf, sondern es kam dabei vielmehr eine geschlechtliche Dynamik der gesellschaftlichen Verhältnisse in Gang, deren Grundprinzip die Wert-Abspaltung ist.

2.

Mit Wert-Abspaltung ist dabei im Kern gemeint, daß bestimmte Reproduktionstätigkeiten, aber auch damit verbundene Gefühle, Eigenschaften, Haltungen (Emotionalität, Sinnlichkeit, Fürsorglichkeit u.ä.) vom Wertverhältnis, dem System der abstrakten Arbeit, abgespalten und zum „weiblichen Lebenszusammenhang“ gemacht werden. Diese „weiblichen“ Reproduktionstätigkeiten haben so einen anderen Charakter als die abstrakte Arbeit und können deshalb nicht einfach unter den Arbeitsbegriff subsumiert werden. Sie sind gewissermaßen der Schatten, den der Wert wirft, und der durch das Marxsche Begriffsinstrumentarium nicht erfaßt werden kann. Sie sind notwendig mit dem Wert gesetzt, gehören notwendig zu ihm, andererseits befinden sie sich jedoch außerhalb desselben und sind dessen Voraussetzung. In diesem Zusammenhang übernehme ich von F. Haug die Erkenntnis, daß es im Kapitalismus einerseits eine abstrakte „Zeitsparlogik“ gibt, die prinzipiell der Produktionssphäre (der betriebswirtschaftlichen Vernutzungslogik entsprechend) zuzuordnen ist, und andererseits eine Logik der „Zeitverausgabung“, die dem „weiblichen“ Reproduktionsbereich entspricht. Im Gegensatz zu Haug, die noch wesentlich im altmarxistischen Kontext argumentiert (vgl. Haug, 1996), sehe ich darin jedoch eine kategoriale Kritik des positiven marxistischen Arbeitsbegriffs angelegt, der eben gerade nicht für die abgespaltene Logik der „Zeitverausgabung“ eingeklagt werden kann.

Wert (abstrakte Arbeit) und Abspaltung stehen so in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Das eine kann nicht aus dem anderen subsumierend abgeleitet werden, sondern beide Momente eines geschlechtlich-gesellschaftlichen Gesamtverhältnisses gehen auseinander hervor. Insofern kann die Wert-Abspaltung auch als übergeordnete Logik begriffen werden, die über die warenförmigen Binnenkategorien hinausgeht. Exakt in diesem Sinne ist sodann ein kritisches Meta-Verständnis von kapitalistischer Vergesellschaftung zu gewinnen und nicht allein über den „Wert“ und dessen Binnenstruktur (Wertform-Ableitungen).

Betont werden muß dabei jedoch, daß die scheinbar unmittelbar gegebene Sinnlichkeit, persönliche Zuwendung usw. im Reproduktionsbereich, die Vermittlung des Konsums und

die damit verbundenen Tätigkeiten ebenso wie die Bedürfnisse, die hier befriedigt werden, selbst historisch gewordene Momente sind. Sie dürfen nicht als unmittelbar-natürliche mißverstanden werden, auch wenn Essen, Trinken, Lieben usw. nicht nur in Symbolisierungen aufgeht, wie dies Vulgärkonstruktivismen behaupten.

Die Kategorien zur Kritik der politischen Ökonomie reichen jedoch noch in anderer Hinsicht nicht aus. Die Wert-Abspaltung impliziert auch ein spezifisches (sozial-)psychologisches Verhältnis. Bestimmte minderbewertete Eigenschaften (Sinnlichkeit, Emotionalität, Verstandes- und Charakterschwäche etc.) werden „der Frau“ zugeschrieben und von der männlich-modernen Subjektivität abgespalten. Umgekehrt haben sich auch Frauen nicht selten selber mit diesen Zuordnungen identifiziert. Derartige geschlechtsspezifische Zuschreibungen charakterisieren wesentlich die symbolische Ordnung des warenproduzierenden Patriarchats. Es gilt also, über den sozial-ökonomischen Zusammenhang hinaus sowohl die sozialpsychologische als auch die kulturell-symbolische Dimension zu berücksichtigen. Gerade auch auf diesen Ebenen erweist sich die Wert-Abspaltung als Formprinzip des warenproduzierenden Patriarchats.

3.

Dabei gehe ich (wiederum mit F. Haug) davon aus, daß das warenproduzierende Patriarchat als ein bestimmtes „Zivilisationsmodell“ aufzufassen ist, modifiziere ihre Überlegungen allerdings gemäß der Wert-Abspaltungsthese (vgl. Haug, 1996, S. 229 ff.). Wie im Grunde hinlänglich bekannt, zeichnet sich die symbolische Ordnung des warenproduzierenden Patriarchats demnach durch folgende Annahmen aus: Politik und Ökonomie sind dem Mann zugeordnet; männliche Sexualität wird z.B. als subjektiv, aggressiv, gewalttätig u.ä. angenommen; Frauen firmieren dagegen als Objekt, als reine Körper. Der Mann wird so als Mensch/Geistmann/Körperüberwinder gesehen, die Frau dagegen als Nichtmensch, als Körper. Der Krieg ist männlich konnotiert, Frauen dagegen gelten als friedfertig, passiv, willenlos, geistlos. Männer müssen nach Ruhm, Tapferkeit, unsterblichen Werken streben. Frauen obliegt die Sorge um die Einzelnen wie für die Menschheit. Dabei werden ihre Taten gesellschaftlich minderbewertet und

in der Theoriebildung vergessen, wobei in der Sexualisierung der Frau ihre Unterordnung unter den Mann beschlossen liegt und ihre gesellschaftliche Marginalisierung eingeschrieben ist. Der Mann wird als Held und als werktätig gedacht. Dabei muß Natur produktiv unterworfen, beherrscht werden. Der Mann befindet sich ständig im Wettstreit mit anderen. Diese Vorstellung bestimmt auch die Vorstellungen von der modernen Gesellschaft insgesamt.

Mehr noch: Leistungsfähigkeit- und willigkeit, rationale, „wirtschaftliche“, effektive Zeitverausgabung bestimmen das Zivilisationsmodell auch in seinen objektiven Strukturen als Gesamtzusammenhang, in seinen Mechanismen, seiner Geschichte, wie in den Handlungsmaximen der Individuen. Insofern könnte auch etwas reißerisch und zugespitzt formuliert werden: Der Wert ist der Mann. Das warenproduzierende Zivilisationsmodell hat somit Frauenunterdrückung, die Marginalisierung von Frauen sowie damit gleichzeitig eine Vernachlässigung des Sozialen und der Natur zur Voraussetzung. Somit sind Subjekt-Objekt, Geist-Natur, Herrschaft-Unterwerfung, Mann-Frau typische Dichotomien, antagonistische Gegensätze des warenproduzierenden Patriarchats. Festzuhalten gilt dabei ebenfalls: Abstrakte Arbeit, „Hausarbeit“ und einschlägige Kulturmuster von Männlichkeit und Weiblichkeit bedingen sich gegenseitig. Es ist unsinnig, hier zu fragen, ob zuerst die Henne oder das Ei da war. Auf einer solchen unsinnigen Fragestellung beharren jedoch Dekonstruktivistinnen, wenn sie darauf bestehen, daß Männlichkeit und Weiblichkeit zunächst einmal kulturell hergestellt werden müssen, bevor eine geschlechtliche Verteilung von Tätigkeiten erfolgt (vgl. Gildemeister/Wetter, 1992, S. 214 ff.), aber auch F. Haug, wenn sie umgekehrt in ontologisierender Weise annimmt, daß sich im Laufe der (Menschheits-)Geschichte an die geschlechtliche Arbeitsteilung, die im Grunde als Basis gedacht ist, kulturelle Bedeutungen heften (vgl. Haug, 1996, S. 127 f.).

4.

Demnach kann auch nicht gemäß dem traditionellen Basis-Überbau-Schema davon ausgegangen werden, daß die materielle Ebene der geschlechtlichen Arbeitsteilung den Primat hat. Vielmehr sind das materielle, das kulturell-symbolische und das sozialpsychologische Moment auf derselben Relevanzebene anzusiedeln. Die kulturellsymbolische Dimension, wie sich kollektive Vorstellungen darüber herausbilden, was Männer und Frauen sind, erschließt sich z.B. über Diskursanalysen in Anschluß an Foucault (so etwa in den Arbeiten von Hilge Landweer, Claudia Honegger und Barbara Duden); die (sozial)psychologische Seite des Mann-Seins, Frau-Seins und Werdens der kapitalistisch-patri-

archalen Individuen läßt sich mit einem psychoanalytischen Instrumentarium erfassen.

Überhaupt geht es darum, sowohl die Beschränkungen der verschiedenen Ansätze (z.B. das behavioristische Menschenbild, den Positivismus und die Machtontologie bei Foucault) aufzuzeigen, als auch gleichzeitig ihrer objektiven Berechtigung nachzukommen, die sie in einer verdinglichten, disparaten und fragmentierten Gesellschaft haben. Es kann also nicht um ein ableitungslogisches Vorgehen bei der Integration der verschiedenen Ansätze gehen. Gerade in der Postmoderne müssen entsprechende Zwangsvereinheitlichungen mit Adorno in Frage gestellt werden. Vielmehr ist es notwendig, zu „synthetisieren ohne eindimensional zu systematisieren“, wie die Adorno-Schülerin Regina Becker-Schmidt richtig sagt, ohne daß die erkenntnistheoretischen Prämissen gleichgemacht werden; ansonsten ist Becker-Schmidt mit ihrer falschen Ontologisierung des Tausches und damit des hierarchischen Geschlechterverhältnisses allerdings weit von der Theorie der Wert-Abspaltung entfernt (Becker-Schmidt, 1987, S. 214).

5.

Im warenproduzierenden modernen Patriarchat bilden sich – wie schon gesagt – ein öffentlicher Bereich, der seinerseits verschiedene Sphären umfaßt (Wirtschaft, Politik, Wissenschaft usw.), und ein Privatbereich heraus, wobei Frauen in erster Linie dem Privatbereich zugeordnet werden. Diese verschiedenen Bereiche sind einerseits relativ autonom, auf der anderen Seite bedingen sie sich aber wechselseitig (dem allgemeinen Wert-Abspaltungsverhältnis entsprechend). Entscheidend ist nun, daß die Privatsphäre nicht als eine bloße Emanation des „Werts“ angesehen werden kann, sondern eben ein abgespaltener Bereich ist. Die Wertvergesellschaftung braucht eine Sphäre, in die Tätigkeiten, wie Hege, Pflege, „Liebe“ abgeschoben werden, und die der Wertlogik/Zeitsparalogik mit deren Moral von Konkurrenz, Profit, Leistung entgegengesetzt ist. Aus diesem Verhältnis zwischen Privatsphäre und öffentlichem Bereich ist auch die Existenz von männerbündischen Strukturen zu erklären, die sich auf den Affekt gegen das „Weibliche“ gründen. So sind Staat und Politik über die Prinzipien von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ seit dem 18. Jahrhundert männerbündisch konstituiert.

Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß das Patriarchat säuberlich getrennt in den solcherart aufgespaltenen Sphären „sitzt“. Frauen waren schon immer auch z.B. im Erwerbsbereich tätig. Dennoch zeigt sich die Abspaltung auch hier, sind Frauen in den öffentlichen Sphären als minderbewertete situiert, verdienen sie weniger als Männer, ist ihnen der Weg

in obere Etagen weithin versperrt usw. All dies verweist auf die Wert-Abspaltung als Formprinzip auf einem entsprechend hohen Abstraktionsniveau, d.h. das Wirken der Wert-Abspaltung geht durch alle Ebenen und Bereiche, also auch durch die verschiedenen Bereiche der Öffentlichkeit.

6.

Somit verbietet sich ein identitätslogisches Vorgehen in doppelter Hinsicht – sowohl die Übertragung (Rückprojektion) von Mechanismen, Strukturen, Merkmalen des warenproduzierenden Patriarchats auf nichtwarenproduzierende Gesellschaften als auch ein In-Eins-Setzen verschiedener Ebenen, Sphären, Bereiche im warenproduzierenden Patriarchat selbst, das von qualitativen Unterschieden absieht. Dabei ist von der Basisstruktur der Wert-Abspaltung auszugehen, die mit einem identitätslogischen Denken korrespondiert, und nicht bloß vom „Wert“ als solchem. Denn entscheidend ist nicht einfach, daß es – unter Absehen von verschiedenen Qualitäten – das gemeinsame Dritte (die durchschnittliche Arbeitszeit, die abstrakte Arbeit) ist, die gewissermaßen hinter der Äquivalenzform des Geldes steht, sondern daß der Wert es seinerseits noch einmal nötig hat, die Hausarbeit, das Lebensweltliche, das Sinnliche, Emotionale, Nicht-Begriffliche, Nicht-Eindeutige, als minderwertig zu betrachten und abzuspalten.

Dabei ist die Abspaltung des Weiblichen jedoch nicht deckungsgleich mit dem bloß Nicht-Identischen bei Adorno; stattdessen stellt sie eben die „dunkle“ Rückseite des Werts selber dar. Damit ist die Abspaltungsform allerdings Voraussetzung dafür, daß das Kontingente, Nicht-Regelhafte, das Nicht-Analytische, mit wissenschaftlichen Mitteln nicht Erfassbare in den männlich dominierten Bereichen von Wissenschaft, Ökonomie und Politik weithin unterbelichtet bleibt; also ein klassifizierendes Denken federführend ist, das nicht die besondere Qualität, die Sache selbst in Augenschein nehmen kann und damit einhergehende Differenzen, Brüche, Ambivalenzen, Ungleichzeitigkeiten usw. wahrnehmen und auszuhalten vermag.

Umgekehrt bedeutet dies für die „vergesellschaftete Gesellschaft“, um hier eine Formulierung Adornos zu verwenden, allerdings genauso, daß die genannten Ebenen und Bereiche nicht bloß als „reale“ irreduzibel aufeinander bezogen werden müssen, sondern gleichermaßen, daß sie in ihrer objektiven „inneren“ Verbundenheit – eben gemäß der basalen Ebene der Wert-Abspaltung als Formprinzip der gesellschaftlichen Totalität, das Gesellschaft überhaupt sowohl auf der Wesens- als auch auf der Erscheinungsebene konstituiert – betrachtet werden müssen. Dabei weiß die Theorie der Wert-Abspaltung zugleich immer auch um ihre Grenzen als Theorie.

7.

Dementsprechend darf wiederum keine lineare Betrachtungsweise gewählt werden, wenn es um die warenförmig-patriarchale Entwicklung in den verschiedenen Weltregionen geht. Diese Entwicklung hat nicht in allen Gesellschaften in derselben Weise stattgefunden, bis hin zu (vormals) geschlechtssymmetrischen Gesellschaften, die die modernen Geschlechtervorstellungen bis heute nicht bzw. nicht gänzlich übernommen haben (vgl. z.B. Weiss 1995). In diesem Zusammenhang muß auch berücksichtigt werden, daß sich das Geschlechterverhältnis und die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit selbst innerhalb der abendländisch-modernen Geschichte nicht immer gleich darstellen. Erst im 18. Jhd. bildete sich das moderne „System der Zweigeschlechtlichkeit“ (Carol Hagemann-White) heraus und kam es zu einer „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ (Karin Hausen); vorher wurden Frauen dagegen eher als – gewissermaßen – bloß andere Variante des Mann-Seins betrachtet.

Deshalb wird in den Sozial- und Geschichtswissenschaften neuerdings auch von der Institution eines „Ein-Geschlechtsmodells“ in vorbürgerlichen Zeiten ausgegangen. So sah man etwa in der Vagina einen nach innen gestülpten Penis (Laquer, 1996). Obwohl Frauen auch damals als minderwertig galten, hatten sie über informelle Wege noch viele Möglichkeiten, Einfluß zu nehmen, solange sich eine moderne Öffentlichkeit im großen Maßstab noch nicht herausgebildet hatte. Der Mann hatte in vormodernen Gesellschaften eher eine symbolische Vorrangsstellung, wie Heintz/Honegger zeigen. Frauen wurden noch nicht ausschließlich als Hausfrau und Mutter definiert, wie dies ab dem 18. Jhd. der Fall war. Der weibliche Beitrag zur materiellen Reproduktion wurde in agrarischen Gesellschaften ähnlich wichtig erachtet wie der des Mannes (vgl. Heintz/Honegger, 1981). War das moderne Geschlechterverhältnis mit den entsprechenden polaren Geschlechterzuweisungen zunächst auf das Bürgertum beschränkt, so breitete es sich mit der Verallgemeinerung der Kleinfamilie allmählich auf alle Klassen und Schichten aus; mit einem letzten Schub der fordistischen Entwicklung in den 50er Jahren.

Die Wert-Abspaltung ist somit keine starre Struktur, wie sie bei manchen soziologischen Strukturmodellen anzutreffen ist, sondern ein Prozeß. Sie ist also nicht als statisch und als immer dieselbe zu begreifen. In der Postmoderne zeigt sie wiederum ein neues Gesicht. Frauen gelten nun als „doppelt vergesellschaftet“, wie Becker-Schmidt sagt, d.h. sie sind für Familie und Beruf gleichermaßen zuständig, auch in biographischer Versetzung. Das neue

darin ist jedoch nicht dieses Faktum schlechthin (ein großer Teil von Frauen war auch früher schon irgendwie berufstätig), sondern daß diese Tatsache im Zuge der Veränderungen in den letzten Jahrzehnten und die damit einhergehenden strukturellen Widersprüche nun „auffallen“.

Dabei muß prinzipiell von einer Dialektik zwischen Individuum und Gesellschaft ausgegangen werden: die Individuen gehen einerseits niemals in den objektiven Strukturen und den Vorstellungen der symbolischen Ordnung auf, andererseits wäre jedoch auch die Annahme verfehlt, daß diese Strukturen und kulturell-symbolischen Deutungsmuster ihnen bloß äußerlich gegenüberstehen. Schließlich konstituieren die Individuen diese gesellschaftlich-kulturellen Strukturen selbst mit, auch wenn sie ihnen dann als selbstständiges System gegenüberstehen – so geraten die Widersprüche der „doppelten Vergesellschaftung“ mit einer Differenzierung der Frauenrolle im Zuge von Individualisierungstendenzen in der Postmoderne erst voll ins Blickfeld. Demgemäß ist die Frau, die „alles will“, heute längst fester Bestandteil der Werbung. Diskursanalysen von zeitgenössischen Filmen, Werbung, Romanen usw. würden wohl ergeben, daß Frauen längst nicht mehr bloß als Hausfrau und Mutter gesehen werden. Deshalb ist es übrigens nicht nur müßig, sondern sogar höchst fragwürdig, wenn etwa Judith Butler den modernen Geschlechterdualismus dekonstruieren zu müssen glaubt. Sie sieht in der internen Subversion der Geschlechterdichotomie durch wiederholende parodistische Praktiken, wie sie in schwulen und lesbischen Subkulturen anzutreffen sind, eine Möglichkeit, die Geschlechtsidentität radikal unglaubwürdig zu machen (vgl. Butler, 1991). Das Problem dabei ist jedoch, daß etwas karikierend unglaubwürdig gemacht werden soll, das längst obsolet ist. Es haben längst Realkonstruktionen stattgefunden, ablesbar etwa an der „doppelten Vergesellschaftung“ von Frauen, aber auch an der Kleidung, dem Habitus von Männern und Frauen u.ä., ohne daß jedoch – und das ist entscheidend – die Geschlechterhierarchie deswegen prinzipiell verschwunden wäre. Es hat keine Aufhebung der basalen Wert-Abspaltungsform stattgefunden, sondern nur eine Fragmentierung und Individualisierung. Anstatt daß Butler die modernen und die postmodernen Geschlechtervorstellungen in Frage stellt, affirmiert sie bloß die schlechte postmoderne (Geschlechter)realität. Das rein kulturalistische Konzept gibt so keine Antwort auf aktuelle Fragen. Vielmehr wird das eigentliche Problem des hierarchischen Geschlechterverhältnisses in der Postmoderne, das sich nicht zuletzt in der (pseudo)zwitterigen Frau zeigt, im Grunde mit progressiver Attitüde als Lösung kredenzt.

8.

Entscheidend bei der Bestimmung des postmodernen Geschlechterverhältnisses ist es nun, auf einer Dialektik zwischen Wesen und Erscheinung zu bestehen; d.h. Veränderungen des Geschlechterverhältnisses müssen selbst aus Mechanismen und Strukturen der Wert-Abspaltung verstanden werden, die als Formprinzip weiterhin alle gesellschaftlichen Bereiche und Ebenen bestimmt. Dabei untergraben vor allem die Produktivkraftentwicklung und die Marktdynamik, die eben selbst auf der Wert-Abspaltung in diesem Sinne beruhen, ihre eigene Voraussetzung, indem sie bewirken, daß Frauen sich ein gutes Stück von ihrer traditionellen Rolle entfernen. So wurden seit den 50er Jahren immer mehr Frauen in den Erwerbsprozeß eingebunden, u.a. bedingt durch Rationalisierungsprozesse im Haushalt, die Möglichkeit zur Verhütung usw. So haben Frauen mit den Männern bildungsmäßig gleichgezogen und es kann beobachtet werden, daß auch Mütter zunehmend berufstätig sind usw. (vgl. Beck, 1986, S. 174 ff.). Insofern hat freilich auch die „doppelte Vergesellschaftung“ gegenüber früheren Zeiten eine Veränderung erfahren. Sie gibt nun das gesellschaftliche Leitbild auf einem höheren Niveau ab, auch für das Identitätsverständnis der Frauen selbst.

Obwohl also Frauen erheblich stärker in die „offizielle“ Gesellschaft integriert worden sind, sind sie dennoch immer noch primär für Haushalt und Kinder zuständig; und an ihrer subalternen, minderbezahlten usw. Stellung innerhalb der öffentlichen Sphären hat sich durch ihre verstärkte Einbeziehung in dieselbe ebenfalls nichts geändert. Die Wert-Abspaltungsstruktur hat sich somit gewandelt, sie ist aber prinzipiell noch da. In diesem Zusammenhang spricht einiges dafür, daß wir vermutlich wieder auf ein „Ein-Geschlechtsmodell“ zugehen (Frauen sind Männer, nur anders), das allerdings durch den klassisch-modernen Wert-Abspaltungsprozeß hindurchgegangen ist; es hat somit ein anderes Gesicht als das „Ein-Geschlechtsmodell“ in vormodernen Zeiten (vgl. Hauser, 1986).

Die alten Geschlechterverhältnisse sind dem „Turbo-Kapitalismus“ mit seiner rigorosen Flexibilitätsanforderung nicht mehr angemessen; es kommt zur Ausbildung von Zwangs-Flexi-Identitäten, die sich geschlechtsspezifisch jeweils anders darstellen (vgl. etwa Schultz, 1994). Das alte Frauenbild ist obsolet, die doppelt vergesellschaftete Frau steht auf der Tagesordnung. Mehr noch: Neuere Analysen zum Thema „Globalisierung und Geschlechterverhältnis“ legen die Schlußfolgerung nahe, daß nach einer Zeit, in der es so scheinen konnte (oder auch tatsächlich so war), als hätten sich Frauen systemimmanent immer mehr Freiräume und Chancen ergattert, im Zuge

von Globalisierungsprozessen eine Verwilderung des warenproduzierenden Patriarchats im Weltmaßstab kommt, wobei freilich auch hier die verschiedenen gesellschaftlich-kulturellen Kontexte in verschiedenen Weltregionen berücksichtigt werden müssen.

Für einen großen Teil der Bevölkerung auch hierzulande bedeutet dies, daß sie vermutlich in Verhältnissen leben werden, wie wir sie aus den (Schwarzen-)Ghettos in den USA oder den Slums aus Drittweltländern kennen: Frauen sind für Geld und (Über)leben zuständig. Sie werden zunehmend in den (Welt-)markt integriert, ohne eine Chance zur eigenen Existenzsicherung zu bekommen. Sie ziehen die Kinder unter Heranziehung von weiblichen Verwandten und Nachbarn auf. Die Männer kommen und gehen, hangeln sich von Job zu Job und von Frau zu Frau, die sie womöglich noch miternährt. Der Mann hat nicht mehr die Rolle des Familienernährers (vgl. Schultz, 1994). Weil keine Bewegungen mit emanzipativem Anspruch existieren, kommt es zu keiner Aufhebung der traditionellen Geschlechterverhältnisse, des Werts, der abstrakten Arbeit, der Hausarbeit usw., sondern die Wert-Abspaltung löst sich gewissermaßen bloß aus den starren institutionellen Halterungen der Moderne. Gerade insofern „verwildert“ das warenproduzierende Patriarchat unter prinzipieller Beibehaltung des hierarchischen Geschlechterverhältnisses. In diesem Zusammenhang nimmt auch die (männliche) Gewalt auf den verschiedensten sozialen Ebenen zu. Damit steht freilich das westlich-patriarchale Zivilisationsmodell prinzipiell zur Disposition.

Es kommt dabei natürlich auch zu Veränderungen in der psychischen Befindlichkeit von Frauen. In der Postmoderne bildet sich ein „gleichgeschlechtlicher Gefühlscode“ heraus, der dem „alten Code der Männer“ entspricht, wie Kornelia Hauser in dem bereits erwähnten Aufsatz im Anschluß an Arlie Hochschild konstatiert (Hauser, 1996, S. 21) – allerdings im Kontext von Einschätzungen, die im Gegensatz zu der meinen optimistisch sind. Dennoch

müssen auch hier die alten Affektstrukturen nachwirken, käme es andernfalls doch nicht weiterhin zur Übernahme von Reproduktionstätigkeiten durch Frauen auch noch in postmodernen Ein-Geschlecht-Verhältnissen.

Zwar klagt der „Turbokapitalismus“ geschlechtsspezifische Flexi-Zwangsidealitäten ein, andererseits kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, daß das dementsprechende postmoderne Ein-Geschlecht-Modell für den gegenwärtigen Kapitalismus einfach bloß funktional ist; dreht er doch selber gleichzeitig zunehmend durch und zerstört seine eigene irrationale Rationalität im „Kollaps der Modernisierung“ (Robert Kurz). Die doppelte Vergesellschaftung der individualisierten Frau ist unter diesem Aspekt höchstens in einem paradoxen Sinne als Funktionalität des warenproduzierenden Patriarchats in seinem Verfall zu sehen. So werden z.B. Selbsthilfegruppen in der Dritten Welt vor allem von Frauen getragen, wobei gesagt werden muß, daß generell Reproduktionstätigkeiten in Zeiten der Just-in-time-Orientierung noch mehr ins Hintertreffen geraten als vorher. Sie werden gewissermaßen als gesellschaftlicher Restmüll vor allem den doppelt belasteten Frauen zugewiesen (vgl. Schultz, 1994).

9.

Manche halten nun die von mir geforderte Spannung zwischen Wesen (der Wert-Abspaltung) und Erscheinung (der Veränderungen des Geschlechterverhältnisses in der Postmoderne, wie ich sie skizziert habe) nicht aus, wenn sie wie etwa Christel Dormagen kurzerhand die Gegenwartsdiagnose „Patriarchat ade“ stellen und dabei positivistisch verkürzt der (auch weiblichen) Wohlstands-Individualisierung in den Metropolen bis zu den 90er Jahren, also der Erscheinungsebene, auf den Leim gehen (Dormagen, 1994). Zur Diagnose der „Verwilderung des Patriarchats“ in der Postmoderne bei einer weiteren Verschlechterung der ökonomischen Lage können sie so nicht kommen. Die Folie für derartige Einschätzungen stellt im Grunde immer noch die 50er Jahre-Hausfrau als Kontrapunkt dar; eine adäquate Analyse des postmodernen Geschlechterverhältnisses unterbleibt.

Mir geht es stattdessen darum, vor dem Hintergrund der Wert-Abspaltungsform sowohl das moderne als auch das postmoderne Geschlechterverhältnis einer Kritik zu unterziehen und aufzuzeigen, daß kein Weg an der grundsätzlichen Kritik der basalen Struktur und damit des warenproduzierend-patriarchalen Zivilisationsmodells überhaupt vorbeiführt; eine Kritik, die in einer rein soziologistischen Betrachtung des Geschlechterverhältnisses nicht aufgeht, geschweige denn in einem partikularen Interessenstandpunkt von „Frauen“. In diesem Zusammenhang könnten Frauen – jetzt mal rein fiktiv – noch so viel systemimmanente „Gleichheit“ in einem empiri-

schen Sinn erreicht haben, all dies würde die Kritik an der Wert-Abspaltungsform als negativer Totalität nicht aushebeln. Es ist m.E. pervers, wenn die Welt „ringsherum zusammenbricht“, die Emanzipationschancen von Frauen im Zuge der Globalisierung zu beschwören, wie dies manche Genderforscherinnen tun, denen es völlig egal ist, daß diese „Chancen“ sich immer schon nur in extremen Gewinner-Verlierer-Verhältnissen darstellen, also innerhalb des zerfallenden warenproduzierendpatriarchalen Systems mit seiner destruktiven Dynamik für Mensch und Natur.

Literatur

- Beck, Ulrich: *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M., 1986.
- Becker-Schmidt, Regina: *Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse*. In: Beer, Ursula: *Geschlecht – Klasse. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Bielefeld, 1987, 214 – 167.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M., 1991.
- Dormagen, Christel: *Mond und Sonne. Über die Aufhebung der Geschlechter*, Hamburg, 1994.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika: *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Reifizierung von Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): *Traditionen – Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg i.Br., 1992, 201 – 255.
- Haug, Frigga: *Knabenspiele und Menschheitsarbeit. Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse*. In: Haug, Frigga: *Frauen-Politiken*, Berlin; Hamburg, 1996, 125 – 155.
- Hauser, Kornelia: *Die Kulturrealisierung der Politik. Anti-Political-Correctness als Deutungskämpfe gegen den Feminismus*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, Bonn, 17. Mai 1996, 15 – 21.
- Heintz, Bettina/Honegger, Claudia: *Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert*. In: Heintz, Bettina, Honegger, Claudia (Hrsg.): *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen*, Frankfurt a.M., 1981, 7 – 69.
- Laquer, Thomas: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, München, 1996.
- Schultz, Irmgard: *Der erregende Mythos vom Geld. Die neue Verbindung von Zeit, Geld und Geschlecht im Ökologiezeitalter*, Frankfurt a.M., 1994.
- Weiss, Florence: *Zur Kulturspezifität der Geschlechterdifferenz und des Geschlechterverhältnisses. Die Iatmul in Papua-Neuguinea*. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M., 1995, 47 – 85.

Nr. 28 Frühjahr 1999

BAHAMAS

Von Menschen- und Völkerrechten

Zum Stand der kurdischen Sache • Vom Mißgeschick des Demokratieretters Pinochet • Eine kursorische Geschichte der UCK • Nachhut und Avantgarde: Rumänische Bergarbeiter • Hessenwahl: Jugend gegen Ausländer • Über den „Dritten Weg“ • Vom Verschwinden des Gebrauchswerts zur politischen Ökonomie der Gerechtigkeit • u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorauskauf / Briefmarken)
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Fax/Fon: 030 / 623 69 44

Was Wert ist

NOTIZEN ZU MICHAEL HEINRICHS „UNTERGANG DES
KAPITALISMUS?“ ANTIKRITIK UND KONKRETISIERUNG. INKLUSIVE
INSISTIERENDER MARX-EXEGESE. EXKLUSIVE GEBRAUCHSWERT.

von Franz Schandl

Michael Heinrichs Ausführungen in der letzten Ausgabe der *Streifzüge* (1/1999) geben mehr Rätsel auf als sie lösen. In der Folge will ich dies nur anhand eines Kriteriums, der Bestimmung des Werts und ihren Implikationen zu konkretisieren versuchen. Was jetzt kommt, soll nicht als Spitzfindigkeit oder gar unnötige Fleißaufgabe abgetan werden. Aus der unterschiedlichen Position folgt nämlich durchaus eine unterschiedliche Positionierung der Gesellschaftskritik.

Zum Zusammenbruch, der „Perle des Arbeiterbewegungsmarxismus“ (S.2), wie Heinrich sie nennt, oder zur Diskussion über produktive und unproduktive Arbeit, wird in dieser Zeitung und andernorts ebenfalls noch einiges gesagt werden. Vor allem sollte die Debatte aber relativ unaufgeregt geführt werden, sodaß man nicht nur die vermeintlichen Schwächen der anderen, sondern auch die eigenen erkennen und gegebenenfalls korrigieren kann.

1.

Michael Heinrich meint, „erst im Nachhinein, auf dem Markt zeigt sich, inwieweit die Privatprodukte als Produkte gesellschaftlicher Arbeit anerkannt werden“ (S.4). Diese Anerkennung setzt jedoch eine *Erkennung* als Ware voraus. Der Wert muß ihr nicht vom Markt oktroyiert werden, sondern wohnt ihr inne. Der Tausch setzt nicht den Wert, er verhilft ihm bloß zu seinen abschließenden Kriterien, Geld und Preis. Das sogenannte Privatwirtschaftliche ist schlichtweg eine gesellschaftliche Funktion, nichts anderes als die präformierte Option der Warenbesitzer.

Wir vermögen daher Heinrich auch absolut nicht zu folgen, wenn er in seinem Buch „Die Wissenschaft vom Wert“ schreibt: „Erst innerhalb des Austausches verwandelt sich die Privatarbeit wirklich in gesellschaftliche Arbeit, wird sie zu wertbildender Arbeit. Dann folgt aber auch, wovon bereits oben die Rede war, daß den Waren erst innerhalb des Austauschs Wert und Wertgröße zukomme.“¹ D.h. nicht Waren würden auf dem Markt auftreten, sondern Produkte. Zu Waren würden sie nur werden im unmittelbaren Akt des Tausches. Waren würden laut dieser Sichtweise wohl nur noch zirkuliert, nicht mehr produziert. Der Begriff Warenproduktion wäre unsinnig.

Produktion und Zirkulation bilden eine Einheit, sodaß ein Produkt, das aus der Produktion nicht herauskann, nie zum Tauschwert wird, und somit auch schlußendlich keinen Wert mehr hat, obwohl es einen gehabt haben mag. Daraus ist aber nicht zu schließen, daß der Wert sich nun erst

am Markt konstituiert, er wird bloß manifestiert und fixiert; was ihn ausmacht, ist schon in ihm gewesen. Es gibt selbstverständlich keine kapitalistische Produktion ohne einer kapitalistischen Zirkulation. Umgekehrt gilt es aber ebenso. Was betont werden muß, ist die Einheit, nicht die Zweifelt von Produktion und Zirkulation.

Heinrich zerreißt diesen kapitalistischen Gesamtprozeß. Was er unterstellt, ist ihm selber zu unterstellen, die Trennung von Produktions- und Zirkulationsverhältnissen, wobei in seiner Logik nur letztere den Wert setzen sollen. Permanent unterläuft Heinrich der Fehler, daß er Schaffung und Realisierung des Werts nicht unterscheiden will, in seiner Produktion geistern wirklich unschuldige Produkte durch die Gegend. Die jungfräuliche Geburt der Ware in der Zirkulation ist schon ein wundersames Rätsel.

2.

Die Zirkulation ist die letzte Bedingung des Werts, aber die Produktion ist seine elementare Voraussetzung, auch wenn im Resultat der Ware dies als ausgelöscht in Erscheinung tritt. Sie ist nicht mehr da, obwohl vorhanden, da aus lebendiger Arbeit tote geworden ist. Der Wert ist seinem Wesen nach unabhängig vom Tausch, nicht aber in seiner erscheinenden Wertform. Nur, woraus resultiert denn ihre Zueinanderbeziehung im Tausch. Was ist die materielle Grundlage dieser? Wie gelangt der Wert urplötzlich am Markt zu seiner Existenz? Was messen die Individuen, wenn sie Produkte vergleichen und danach fragen, ob die Ware K den Wert v entspricht? Auch wenn sie es nicht wissen, halluzinieren sie das Produkt als Arbeitsprodukt. Daß der Mähdrescher mehr kosten darf als eine Kaffeemaschine, ist ihnen eine Selbstverständlichkeit. Woraus mögen sie diese nur ableiten?

Der Wert kommt dem einzelnen Produkt schon durch die Arbeit zu, aber er kommt ohne Zirkulation nicht aus ihm, weder aus dem einzelnen noch aus den vielen, heraus. Er äußert sich nur, wenn es ihm gelingt, in letzter Instanz auch

im Tausch nach außen zu treten, sich zu *entäußern*, indem er sich auf etwas anderes, das doch seinesgleichen ist, bezieht. Dazu bedarf es des Marktes, der aber auch in seiner Komplexität mehr ist als die Summe der vollzogenen Geschäfte (Kauf resp. Verkauf). Bereits vor dem Kauf findet eine *Bewertung* des Produkts im Kopf statt. Wessen Wert hat es?, fragt der potentielle Kunde, der deshalb noch lange nicht Käufer sein oder werden muß.² Zweifellos, am Markt realisiert sich der Wert im Tauschwert, objektiv, indem sich Marktwert und Marktpreis bilden, subjektiv, indem Käufer und Verkäufer diese in Preiskämpfen destillieren. Heinrich spricht also hier Richtiges an, nur verabsolutiert er einen Aspekt der Warenmetamorphose.

Karl Marx schreibt: „Der Austauschprozeß gibt der Ware, die er in Geld verwandelt, nicht ihren Wert, sondern ihre spezifische Wertform.“³ Der Markt ist also die Instanz der Realisierung des Werts, nicht die seiner Setzung. Heinrich hingegen behauptet: „Gebrauchswerte werden erst innerhalb und durch den Austausch zu Waren.“⁴ „Zeitlich existiert Ware (und daher auch als Wertgröße) immer nur im Austausch, vor dem Austausch existieren nur Gebrauchswerte.“⁵ Aus dem Hegelschen Grundsatz „Das Wesen muß erscheinen“,⁶ schließt Heinrich, daß, wo es nicht erscheint, nichts verloren hat.

Laut solcher Annahmen gäbe es dann auch keine Warenproduktion mehr, sondern nur noch eine Warenzirkulation. Auch der Arbeiter hätte somit bloß als Arbeitskraft auf den Arbeitsmarkt seinen Wert, in der folgenden Produktion würde aber seine Arbeit keinen Wert bilden, denn erst am Markt könne dieser sich durch den Vergleich gebären. Die Produktion ist Heinrich dann tatsächlich ein *wertfreies* Gebiet, erst der Markt macht das Kapital. Da die Arbeit als Wertbildnerin ausscheidet, müßte auch die Arbeitskraft ihre verwertende Funktion im Produktionsprozeß verloren haben. Hat der Wert in der Produktion keinen Sinn, dann gilt das auch für den Mehrwert, und ebenso für das Kapital als sich verwertender Wert.

Das hieße freilich weiters, daß auch die Kategorie des Warenbesitzer hinfällig, ja unsinnig geworden ist, denn erst im Akt der Veräußerung würde er zu einem solchen aufsteigen, um sogleich seinen Status aber im Tauschakt wieder zu verlieren. Kapitalismus wird so mit Marktwirtschaft identisch gesetzt, die Zirkulation müßte nunmehr zum eigentlichen Gegenstand der Kapitalismuskritik werden. Denkt man Heinrich zu Ende, dann rührt das am essentiellen Kern Marxscher Theorie. Das ist durchaus legitim, nur sollte es auch ausgesprochen werden.

Natürlich kann Heinrich sich auch auf Marx berufen, wenngleich der Gehalt seiner Berufung uns äußerst fragwürdig erscheint. Und zwar deshalb, weil wir glauben – und daher auch unsere Exegese –, daß es sich dabei um eine äußerst selektive Sichtung handelt, die die Substanz aus-

blenden muß, auch wenn sie auf korrekte Bezugsstellen rekurrieren kann. Was noch nicht sagt, daß Heinrich unrecht hat, wohl aber meint, daß er sich eine falsche Referenz ausstellt.

Wenn Heinrich auf Marx verweist, dann gilt es sich selbstverständlich Marx anzuschauen. Dieser schreibt: „Da die Produkte erst in gesellschaftlichen Kontakt treten durch den Austausch ihrer Arbeitsprodukte, erscheinen auch die spezifisch gesellschaftlichen Charaktere ihrer Privatarbeiten erst innerhalb des Austauschs. Oder die Privatarbeiten *betätigen* sich in der Tat erst als Glieder der gesellschaftlichen Gesamtarbeit durch die Beziehungen, worin der Austausch die Arbeitsprodukte und vermittelt derselben die Produzenten versetzt. Den letzteren *erscheinen* daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie sind, d.h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse von Personen in ihrer Arbeit selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse von Sachen. Erst innerhalb ihres Austauschs *erhalten* die Arbeitsprodukte eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte, gesellschaftliche Wertgegenständlichkeit.“

Die Hervorhebungen sind von uns, nicht von Marx, und sie zeigen deutlich, daß hier anderes gemeint ist als Heinrich folgert. *Erscheinen, betätigen, erhalten* – all diese Termini dokumentieren, daß hier eine zusammengehörige Totalität auseinandergelegt wird. Der Wert ist kein spezifisch lokales Problem der kapitalistischen Ökonomie, sondern ihr allgemeines Betriebssystem. Dies ist übrigens auch durchaus als Selbstkritik zu unseren allerersten Ausführungen in dieser Zeitschrift zu verstehen, wo salopp behauptet wurde: „Wert ist eine Kategorie der Produktion.“⁷

3.

Betrachten wir die Kritik der politischen Ökonomie, so gilt es trotz mißverständlicher und sich widersprechender Formulierungen festzuhalten: Das gesamte Marx'sche Werk unterscheidet zwischen *Schaffung* und *Realisierung* des Werts, sowie zwischen *Wert* und *Wertform*. Daß Heinrich dies vernachlässigt, ist das größte Manko seiner Ausführungen. Im dritten Kapitel des dritten Bandes heißt es: „Der Prozeß, der diese Wertsumme erzeugt, ist die kapitalistische Produktion; der Prozeß, der sie realisiert, ist die Zirkulation des Kapitals.“⁸ In der Zirkulation geht es nicht darum, den Waren etwas zuzusetzen, sondern diese abzusetzen. Der realisierte Profit hat bereits vorher existiert. Er ist kein Zauberkunststück des Marktes. Er ist in der Zirkulation nur zu sich gekommen. In ihr wird tatsächlich, was wirklich schon ist.

Auch *Wert* und *Tauschwert* werden begrifflich nicht auseinandergehalten, sondern immerzu gleichgesetzt. Wertform und Wert sind Heinrich anscheinend eins. Wobei dieser Mangel an Differenz nicht nur ihm anzulasten ist, er hat auch

durchaus im Marx'schen Werk Eingang gefunden,⁹ wenngleich Marx an verschiedenen Stellen die Differenz ausdrücklich betont: „Der Wert einer Ware ist selbständig ausgedrückt durch seine Darstellung als „Tauschwert“. Wenn es im Eingang des Kapitels in der gang und gäbe Manier hieß: Die Ware ist Gebrauchswert und Tauschwert, so war dies, genau gesprochen, falsch. Die Ware ist Gebrauchswert oder Gebrauchsgegenstand und „Wert“. Sie stellt sich dar als dies Doppelte, was sie ist, sobald ihr Wert eine eigne von ihrer Naturalform verschiedene Erscheinungsform besitzt, die des Tauschwerts, und sie besitzt diese Form niemals isoliert betrachtet, sondern stets nur im Wert- und Austauschverhältnis zu einer zweiten, verschiedenartigen Ware.“¹⁰

Der erste Teil des Zitats ist kein Widerspruch zum zweiten. *Wertform*, d.h. Tauschwert kann die Ware nur in einer (expliziten und impliziten) Zirkulation annehmen, der Wert jedoch umfaßt den gesamten Werdungs- und Vergehungsprozeß. Die Form realisiert aber nur das Vorhandene, setzt dieser nichts zu. Schon vor der Gleichsetzung der Waren müssen diese Wert beinhalten. Er kann ihnen nicht erst am Markt zufliegen. Entäußern kann sich durch die Ware nur, was an Wert in ihr drinnen ist. Um aber als Tauschwert zu erscheinen, müssen die Waren zueinander ein Wertverhältnis eingehen, ansonsten transformiert sich der Wert nicht zum Tauschwert. Das der Ware innewohnende, der Wert, reflektiert sich in seiner äußerlichen Beziehung am Markt, dem Tauschwert. „Die abstrakte Wertgegenständlichkeit der Waren wird also in der Tauschrelation bereits vorausgesetzt und kann nicht erst innerhalb dieser Relation oder im „Tauschakt“ entstehen.“¹¹

So als hätte er Heinrich und andere schon geahnt, schreibt Marx: „Unsere Analyse bewies, daß die Wertform oder der Wertausdruck der Ware aus der Natur des Warenwerts entspringt, nicht umgekehrt Wert und Wertgröße aus ihrer Ausdrucksweise als Tauschwert.“¹² „Es ist offenbar, daß nicht der Austausch die Wertgröße der Ware, sondern umgekehrt die Wertgröße der Ware ihre Austauschverhältnisse bestimmt.“¹³ Auch wenn Marx Bailey meint, könnte er Heinrich gemeint haben: „Es entspringt seinem allgemeinen Mißverständnis, wonach Tauschwert = Wert, die Form des Werts der Wert selbst ist; Warenwerte nicht mehr vergleichbar sind, sobald sie nicht aktiv als Tauschwerte fungieren, also nicht realiter gegeneinander ausgetauscht werden können.“¹⁴ „Ware“ ist einerseits Gebrauchswert und andererseits „Wert“, nicht Tauschwert, da die bloße Erscheinungsform nicht ihr eigener Inhalt ist.“¹⁵

Zusammenfassend zum besseren Verständnis noch einmal Marx. In seinem Anhang zur Wertform schreibt er in der ersten Ausgabe des ersten Bands des Kapitals von 1867: „Die Basis des Ausdrucks: 20 Ellen Leinwand = 1 Rock ist in der

That: Leinwand = Rock, was in Worten ausgedrückt nur heißt: die *Waarenart Rock ist gleicher Natur, gleicher Substanz mit der von ihr verschiedenen Waarenart Leinwand*. Man übersieht das meist, weil die Aufmerksamkeit durch das *quantitative Verhältniß* absorbiert wird, d.h. durch die *bestimmte Proportion*, worin die eine Waarenart der anderen gleichgesetzt ist. Man vergißt, daß die *Größen verschiedener Dinge erst quantitativ vergleichbar sind nach ihrer Reduktion auf dieselbe Einheit*. Nur als *Ausdrücke derselben Einheit* sind sie *gleichnamige, daher kommensurable Größen*. In obigem Ausdruck verhält sich also die Leinwand zum Rock als *Ihresgleichen*, oder der Rock wird auf die Leinwand bezogen als *Ding von derselben Substanz, Wesensgleiches*. Er wird ihr also *qualitativ gleichgesetzt*.“¹⁶

Weiters heißt es: „Der Rock ist nur *dasselbe* wie die Leinwand, soweit beide *Werthe* sind. Daß also die Leinwand sich zum Rock *als ihresgleichen verhält*, oder daß der Rock *als Ding von derselben Substanz* der Leinwand gleichgesetzt wird, drückt aus, daß der Rock *in diesem Verhältniß als Werth gilt*. Er wird der Leinwand *gleichgesetzt*, sofern sie ebenfalls *Werth* ist. Das *Gleichheitsverhältniß* ist also *Wertverhältniß*, das *Werthverhältniß* aber vor allem Ausdruck des Werths oder des Werthseins der Waare, welche ihren *Werth ausdrückt*.“¹⁷ Und er schlußfolgert: „*Werth* ist der Rock nur, *so weit er dinglicher Ausdruck der in seiner Produktion verausgabten menschlichen Arbeitskraft ist*, also *Gallerte abstrakter menschlicher Arbeit* – *abstrakter Arbeit*, weil von dem bestimmten, nützlichen Charakter der in ihm enthaltenen Arbeit *abstrahiert* wird, *menschliche Arbeit*, weil die Arbeit hier nur *als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft überhaupt zählt*.“¹⁸

4.

Heinrich schreibt: „Der Wert entsteht daher nicht irgendwo und ist dann „da“, der Wert ist vielmehr die gegenständliche Reflexion eines bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisses.“ (S. 2.) Aber dieses gesellschaftliche Verhältnis, eben das Kapitalverhältnis ist ein Verhältnis von (abstrakten) Arbeiten. c steht für tote Arbeit, v steht für lebendige bezahlte Arbeit und m für lebendige nichtbezahlte Arbeit. Was also reflektiert wird, ist das Arbeitsverhältnis, reflektiert wird die dem Gegenstand gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeit. Der Wert ist höchstens deswegen nirgendwo, weil er irgendwo ist, d.h. überall gegenwärtig, der Modus kapitalistischen Daseins.

Wert ist für Marx „Gallerte von Arbeit“.¹⁹ Abstrakte Arbeit schafft Wert. Der Tauschwert ist die Form, in der sich der Wert realisiert. Wert ist Setzung von Arbeit im Produkt. Tauschwert ist die Beziehung der zugesetzten Arbeiten verschiedener Produkte zueinander. Wertkritik ist *Arbeitskritik*, nicht bloß Tauschkritik. Der Tausch steckt schon in den privaten Tätigkeiten, sie werden auf den Markt hin gedacht und es wird für den Markt

produziert, es sind also nicht zufällige Überschüsse, die man gegen andere vertauscht. Diese Privatarbeiten wollen sich als unbestimmte allgemeine Arbeiten, also abstraktifizierte Größen, über den Wert aufeinander beziehen, ja sie müssen dies tun. Nicht nur Produkte werden hergestellt, sondern tatsächlich Waren.

Das Maß abstrakter Arbeit sind abstraktifizierte Arbeitseinheiten, die jedoch ewig im Fluß sind, Gallerten, die aufgrund der Konkurrenz, stets davonzuglitschen drohen. Sie sind nicht berechenbar, obwohl andauernd mit ihnen spekuliert werden muß. Der Wert ist keine konsistente Größe, ganz anders als das Wort unterstellt, er hält nicht! Die sog. „Entnaturalisierung des Werts“, wie Heinrich sie versteht, trennt den Tauschwert schließlich völlig von der abstrakten Arbeit ab. Wobei abstrakte Arbeit ja nicht als natürliche Verausgabung von Muskel, Nerv und Hirn aufzufassen ist, sondern als auf den Markt bezogenen Tätigkeit zum Zwecke der Realisierung des Werts. Abstrakte Arbeit ist schon eine Abstraktion zweiter Ordnung, die Abstraktion erste Ordnung ist der gemeinverständliche Oberbegriff der (konkreten) Arbeit schlechthin, die ja selbst verschiedene Tätigkeiten unter eine Kategorie subsumiert. Insgesamt freilich ist jede Terminologie problematisch, in der der Arbeitsbegriff ins Anthropologische gerät.

Marx wirft zweifellos im *Kapital* unterschiedlichste Arbeitsbegriffe wild durcheinander. Was die Frühschriften oder auch die *Grundrisse* noch ausgezeichnet hat, nämlich Arbeit zu

differenzieren und auch zu kritisieren, das geht im *Kapital* wahrlich unter. In der englischen Fassung wird das noch deutlicher, wo Marx nicht *work*, sondern gar *labour* zur Bedingung menschlicher Existenz macht.

5.

Wertkritik, die sich auf Wertformkritik, d.h. Kritik des Tauschwerts und des Markts reduzieren läßt, beschneidet ihren Aktionsradius. Kritik der politischen Ökonomie ist Kritik des Werts auf allen Ebenen. Es gilt daran festzuhalten, daß Produktion, Zirkulation und Konsumtion allesamt *formbestimmt* durch den Wert sind, dieser nicht als ausschließliches Kriterium der Zirkulation konstruiert werden darf. Aus der gesellschaftlichen Retorte der Zirkulation ist nicht auf den zentralen Ort der Gesellschaft zu schließen.

Anmerkungen

- 1 Michael Heinrich, *Die Wissenschaft vom Wert, Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, Hamburg 1991, S. 187.
- 2 Vgl. dazu auch unsere Ausführungen im zweiten Kapitel „Sequenzen einer Kategorie“ in: Franz Schandl, *Entwurf einer Metakritik des Tauschs*, Streifzüge 1/1999, S. 18-19.
- 3 Karl Marx, *Das Kapital, Erster Band*, MEW, Bd. 23, S. 105.
- 4 Michael Heinrich, *Die Wissenschaft vom Wert*, S. 187.

- 5 Ebenda, S. 195.
- 6 G.W.F. Hegel, *Wissenschaft der Logik II., Werke* 6, Frankfurt am Main 1986, S. 126.
- 7 Franz Schandl, *Der Wert*. Smith, Ricardo, Marx, Streifzüge 2/1996, S. 3. Vgl. dazu auch die diesbezüglichen Ausführungen in: Franz Schandl, *Vom Fortschritt in der Geschichte über den Wert zum Gut, Weg und Ziel*, Nr. 1/1997, S. 60-63.
- 8 Karl Marx, *Das Kapital, Dritter Band* (1894), MEW, Bd. 25, S. 51; vgl. weiters S. 254, 290f., 835f.
- 9 Vgl. dazu insbesondere Robert Kurz, *Abstrakte Arbeit und Sozialismus. Zur Marxschen Werttheorie und ihrer Geschichte*, Marxistische Kritik 4 (1987), S. 57-108, vor allem S. 62ff.
- 10 Karl Marx, *Das Kapital, Erster Band* (1867), MEW, Bd. 23, S. 75.
- 11 Robert Kurz, *Abstrakte Arbeit und Sozialismus*, S. 63.
- 12 Karl Marx, *Das Kapital, Erster Band*, S. 75.
- 13 Ebenda, S. 78.
- 14 Karl Marx, *Das Kapital. Zweiter Band* (1885), MEW, Bd. 24, S. 110.
- 15 Karl Marx, [Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“] (1879/80), MEW, Bd. 19, S. 369.
- 16 Karl Marx, *Das Kapital. Erster Band*, Hamburg 1867; in: MEGA II/5, Berlin (Ost) 1983, S. 629.
- 17 Ebenda.
- 18 Ebenda, S. 630.
- 19 Karl Marx, *Das Kapital, Erster Band*, S. 72.

Nationalismus und Öcalan

von Stephan Grigat

1.

Der naive Humanismus, eine Anschauungsweise die vom moralistischen Linksradikalismus bis zum Linkliberalismus zu Hause ist, glaubt, überall auf der Welt Menschen und nichts als Menschen sehen zu können. In Wirklichkeit verhält es sich natürlich ganz anders. In der bürgerlichen Gesellschaft ist niemand einfach nur Mensch oder Individuum, sondern immer bürgerliches Subjekt. Das heißt, die Menschen sind mit all ihren menschlichen Regungen, Empfindungen und Bedürfnissen in das Korsett der bürgerlichen Subjektivität gezwängt. Diese Existenz als bürgerliches Subjekt bedeutet, daß die Menschen sowohl Warenmonaden als auch Staatsbürger sind. Und als solche sind sie stets Nationalstaatsbürger, also Angehörige einer Nation und als solche geborene Nationalisten.

2.

Nationalismus ist keine Einstellung von ein paar Rechtsradikalen, sondern weitgehender Konsens in der bürgerlichen Gesellschaft. Auf einer phä-

nomenologischen Ebene kann Nationalismus am kürzesten wie folgt definiert werden: Er umfaßt jede explizite oder implizite positive Bezugnahme auf eine materiell existente oder ideell vorgestellte, noch zu errichtende Nation. Um zu begreifen was Nationalismus ist, muß man erst mal feststellen, was er sicher nicht ist, bzw. wie er sicher nicht hinreichend begriffen werden kann. In der traditionellen Linken – und zwar sowohl von orthodoxen Parteimarxisten wie auch von undogmatischeren Figuren wie beispielsweise den meisten Autonomisten – gab es grob gesagt zwei Annäherungsweisen an den Nationalismus, die sich jedoch nicht ausschließen, sondern vielmehr ergänzen. Entweder wurde der Nationalismus in bestimmten Ausprägungen als etwas Positives begriffen, das ein Vehikel zur Emanzipation sein sollte, oder, wenn er als Negatives angesehen wurde, hat man ihn ganz ähnlich wie auch Antisemitismus und Rassismus als eine Ideologie der sogenannten herrschenden Klasse angesehen, die ihn als Instrument bewußt einsetzt, um die sogenannten Beherrsch-

ten von ihrer vermeintlichen weltgeschichtlichen Mission – also Weltrevolution etc. – abzuhalten. Nationalismus als objektiv notwendige Basisideologie der warenproduzierenden Moderne zu begreifen, bleibt solch einer Betrachtungsweise völlig fremd und unverständlich.

3.

Die aus dem Fetischismus der bürgerlichen Produktionsweise resultierende negative Vergesellschaftung bringt die Notwendigkeit einer verdinglichten Darstellung der gesellschaftlichen Beziehungen hervor. Die Herrschaft der abstrakten Wertverwertung erzwingt offenbar die Existenz der Nation als etwas scheinbar Allgemeines und Wahres. Die Nation dient als positives Konkretum, auf das sich die Subjekte, die sich ja nicht, wie es in der Ideologie der Alltagssprache beschönigend heißt, als Tauschpartner, sondern vielmehr als Tauschgegner gegenüber treten, kollektiv beziehen und mit dem sie sich gemeinschaftlich identifizieren können. Das bürgerliche Subjekt ist nicht in der Lage, Identität aus sich selbst zu gewinnen. Seine Bestimmung ist es, verwertbar und herrschaftskompatibel zu sein. Es muß, soll und will sowohl produktiv als auch staatsloyal sein. Gerade ersteres, also seine Betätigung als produktiv benutz-, vernutz- und verwertbarer Kapitalteil, wird ihm

aber immer wieder verwehrt. Um die Identität dennoch aufrecht erhalten zu können, wird es um so loyaler, dient sich, vom Kapital verstoßen, um so heftiger dem Souverän an, dem man in letzter Konsequenz das eigene Leben zur Verteidigung der Nation anbietet.

4.

Die Identifikation mit der Nation ist dabei freiwillig und erzwungen zugleich. Die Rekrutierung der Staatsbürger erfolgt, ohne diese nach ihrem Einverständnis zu fragen – eine Unverschämtheit, die heutzutage als Selbstverständlichkeit durchgeht. Kaum ist man auf der Welt, noch bevor man seinen ersten Laut von sich gibt, ist man schon für das nationale und staatliche Kollektiv zwangsverpflichtet. In der Regel stimmen die bürgerlichen Subjekte dieser Verpflichtung später aber auch zu, meistens nach ersten Erfahrungen mit rechtlich nicht abgesegneter Enteignung von Privateigentum – also wenn man mal beklaut wird – spätestens aber dann, wenn die eigene Arbeitskraft nicht mehr als produktiv gilt und man seine Rechte daher wenigstens damit legitimieren möchte, daß man doch – im Gegensatz zu den durch die nationalstaatliche Einteilung dieser Welt fabrizierten Ausländerinnen und Ausländern – als Zugehöriger zur Nation sein Lebensrecht trotz Unproduktivität noch nicht verwirkt hat. Aber auch ohne solche privaten oder gesellschaftlichen Krisensituationen gilt die Nation und ihr Staat als Einrichtung zum Wohle aller, als Garant, je nach Möglichkeit, Kapital zu verwerten oder die eigene Arbeitskraft zu verkaufen. Die Krise als *Normalzustand* der kapitalistischen Produktionsweise ist dabei aber trotzdem nicht zu vernachlässigen, denn diese *Dauerkrise* ist es, die die Potentialität des faschistischen Wahns in jedem noch so demokratisch und humanistisch erzogenen bürgerlichen Nationalstaatssubjekt verankert.

5.

Zur Nation und zum Nationalismus kann es kein taktisches, strategisches oder – wie die gebildeten Bewegungsmarxisten und –marxistinnen sagen – dialektisches Verhältnis geben, sondern die Nation kann nur Gegenstand der radikalen, auf Abschaffung zielenden Kritik sein – anders gesagt: die Nation ist so ziemlich das Hinterletzte und eine Linke, die sich in irgendeiner Form heute positiv auf sie bezieht, wird kein Jota zu einer Emanzipation beitragen können. Vor diesem Hintergrund ist die Begeisterung für nationale Befreiungsbewegungen völlig irrsinnig. Das Hauptproblem der linken Begeisterung für die nationale Befreiung im Trikont besteht darin, daß große Teile der Linken mit ihrem verkürzten Imperialismusverständnis – und das ist in der Regel die Grundlage für die Legitimation des Befreiungsnationalismus – Herrschaft auf Fremdherrschaft und Kapitalismus auf Ausbeutung durch fremdes Kapital reduziert haben. Die unkritische Bezug-

nahme auf den Befreiungsnationalismus im Trikont führte und führt zur Affirmation von Herrschaftskategorien wie Staat, Nation und Volk. Daß Staat, Nation und Volk gerade auch im Trikont so hoch im Kurs stehen, hat unter anderem damit etwas zu tun, daß es fast allen Befreiungsbewegungen immer nur um eine eigenständige, mitunter auch alternativ gestaltete Warenproduktion gegangen ist, also nur selten um einen prinzipiellen Bruch mit der fetischistischen Wertlogik der bürgerlichen Produktionsweise, also um eine grundlegende Kritik der Grundkategorien bürgerlicher Ökonomie wie Ware, Wert und Geld. In diesem fortgesetzten positiven Bezug auf den Tausch als zentralem Prinzip der Vergesellschaftung ist die Affirmation von Staat und Nation nahezu zwangsläufig angelegt. Ein Antiimperialismus, der durch sein verkürztes, in der Regel in der unseligen Tradition des Marxismus-Leninismus stehendes, Staat, Nation und Volk affirmierendes Imperialismusverständnis zwischen der Kritik imperialistischer Politik einerseits und der vorbehaltlosen Parteinahme für die Opfer solcher Politik andererseits nicht unterscheiden kann, solch ein Antiimperialismus führt nahezu zwangsläufig zur Kollaboration mit diversen Diktatoren, völkischen Nationalisten und Antisemiten. Und damit wären wir bei Abdullah Öcalan.

6.

Einerseits geht es im Falle Öcalans um die selbstverständliche Kritik an der rechts-autoritären, semi-faschistischen Herrschaftsausübung in der Türkei, also auch an sämtlichen Repressionsmaßnahmen des türkischen Staates gegenüber der kurdischen und türkischen Bevölkerung. Andererseits ist aber die vorbehaltlose Unterstützung eines spezifischen Opfers dieser Repression zu problematisieren. Wer sich mit Öcalan solidarisiert, wer Bilder von ihm auf Demos rumträgt oder in Lokalen aufhängt, sollte sich zumindest darüber bewußt sein, daß hier von einem Mann die Rede ist, der gegen den Kosmopolitismus wettet und die BRD als Modell eines sozialistischen Staates

anpreist, der nach einem vermeintlich „echten Islam“ strebt, Alkoholkonsum verbietet und rigide gegen sexuelle Beziehungen vorgeht, sich für „absolut fehlerlos“ hält und glaubt in einer „göttlichen Verbindung“ zu seiner Gefolgschaft zu stehen, der die Argumentationen deutscher Überfremdungshysteriker und Rassisten durchaus nachempfinden kann und ein geradezu glühender Anhänger der Todesstrafe ist, und dem nicht zuletzt von ehemaligen Mitkämpfern und Mitkämpferinnen zahlreiche Hinrichtungs- und Folterbefehle, vor allem gegen Leute aus den eigenen Reihen, vorgeworfen werden. Die PKK, aus deren Umkreis in der Vergangenheit auch offen antisemitische Äußerungen zu vernehmen waren, ist ein Paradebeispiel für eine Bewegung, bei der die ohnehin nur zaghaft vorhandenen emanzipativen Elemente durch den Nationalismus völlig überlagert werden. Selbst noch die Klassenwidersprüche in der kurdischen Gesellschaft werden von ihr in nationalen Kategorien gedacht. Öcalan beklagte sich 1994 über den mangelnden Patriotismus seiner Gefolgschaft und wetterte dagegen, daß die Kurden und Kurdinnen „reihenweise, scharenweise ihr tausendjähriges Heimatland (verlassen), um ihren Bauch zu füllen“. Jakob Bauer bemerkte dazu bereits damals in „Konkret“ völlig zu recht: „Mit soviel praktischer Vernunft der Basis könnte vielleicht ein sozialrevolutionärer Anführer etwas anfangen – ein Nationalist sieht da kein Land mehr.“ Bei der Solidarität mit Öcalan – die ja keineswegs die Voraussetzung ist, um dagegen zu sein, daß jemand vor laufenden Kameras gedemütigt und vermutlich durch die türkische Staatsgewalt umgebracht wird – geht es also, wenn man auch nur einen Bruchteil der gegen Öcalan ja nicht nur von der konservativen Presse, sondern von linken Kritikern und Kritikerinnen erhobenen Vorwürfe für gerechtfertigt erachtet, um die Verbrüderung mit einem ex-stalinistischen, heute nur mehr völkisch-nationalistischen Genossen- und Genossenninmörder.

VHS-Kurse mit Stephan Grigat

Marx nach dem Marxismus (Nr. 411018)

Zehn Jahre nachdem der Marxismus als Rechtfertigungswissenschaft des Realen Sozialismus im Ostblock ausgedient hat, soll ein Blick auf den ursprünglichen Marx geworfen werden. Auch wenn dieser Denker des 19. Jahrhunderts heute ebenso für tot erklärt wird wie der Marxismus, spuken Elemente der Marxschen Theorie durch zahlreiche aktuelle politische Diskussionen. Gerade in den Debatten zur Globalisierung tauchen zentrale Überlegungen von Marx wieder auf. In dem Kurs sollen die Grundzüge der Philosophie-, Politik- und Ökonomiekritik von Marx vermittelt und vor dem Hintergrund aktueller Entwicklungen diskutiert werden. Vorkenntnisse sind für die Teilnahme nicht erforderlich. 29. Oktober 1999 – 26. November 1999, Freitag, 17.00 – 18.30, Kursbeitrag 280,- €S

Antisemitismus und Rassismus (Nr. 411019)

Antisemitismus und Rassismus sind Ideologien, die das 19. und 20. Jahrhundert geprägt haben wie sonst nur noch der Nationalismus. Bis heute finden sich in zahlreichen Ländern antisemitische und rassistische Vorstellungen, die allzu oft in eine Diskriminierungs- und Verfolgungspolitik umgesetzt werden. In dem Kurs sind die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Rassismus und Antisemitismus zu erarbeiten. Von der historischen Entstehung bis zur aktuellen Ausprägung sollen rassistische und antisemitische Denk- und Verhaltensweisen untersucht und diskutiert werden. Besondere Berücksichtigung wird dabei die Zeit des Nationalsozialismus erfahren. In Bezug auf die heutige Zeit gilt es, insbesondere verdeckte, weniger offensichtliche Formen von Antisemitismus und Rassismus aufzuzeigen. 3. Dezember 1999 – 21. Januar 2000, Freitag, 17.00 – 18.30, Kursbeitrag 280,- €S

Anmeldungen an die VHS-Meidling, Längenfeldgasse 13 – 15, 1120 Wien, Tel.: 810 80 67, Fax: 810 80 68-76110, E-mail: office@meidling.vhs.at

Was bleibt von Georg Lukács, „Geschichte und Klassenbewußtsein“

von Stephan Grigat

Georg Lukács ist als Verfasser von „Geschichte und Klassenbewußtsein“ jener Autor, auf den sich alle spätere Theorie, die der Auseinandersetzung mit der Marxschen Fetischkritik zentrale Bedeutung beimißt, in der einen oder anderen Form bezieht. Er gilt als Wegbereiter einer Marx-Interpretation, die die Kategorie der Totalität in den Mittelpunkt des Interesses stellt. Trotz seiner späteren Parteinahme für die alternative Warenproduktion realsozialistischer Prägung war die Auseinandersetzung mit Lukács für die Kritische Theorie aus Frankfurt ebenso von großer Bedeutung wie für den undogmatischen Marxismus der siebziger und achtziger Jahre.

Auch außerhalb des deutschsprachigen Raums erlangte die Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1919 bis 1922, die bald nach ihrem Erscheinen von parteikommunistischer Seite wegen angeblicher „idealistischer“ und „mystischer“ Tendenzen massiv kritisiert wurde, einigen Einfluß. In Frankreich wurden beispielsweise Marxisten wie Merleau-Ponty und Goldmann stark von Lukács geprägt. In Italien spielten seine Schriften eine wichtige Rolle bei den Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen marxistischen Richtungen. In den zwanziger Jahren erlangte „Geschichte und Klassenbewußtsein“ vor allem auch in jenen Gegenden Beachtung, in denen die Bolschewisierung der kommunistischen Parteien nicht in der gleichen Geschwindigkeit stattfand wie in Europa. So wurden beispielsweise in den Jahren 1924 bis 1927 in der KP Japans kritische Marxisten wie Lukács intensiv diskutiert.

Lukács, Fetischismusbegriff

Die wichtigsten Ausführungen von Lukács zum Fetischismus finden sich in dem Aufsatz „Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats“. Dort steht jener Satz, auf den sich später sowohl alle Befürworter und Befürworterinnen als auch alle Kritiker und Kritikerinnen von Lukács bezogen haben: „Man könnte (...) sagen, daß das Kapitel über den Fetischcharakter der Ware den ganzen historischen Materialismus, die ganze Selbsterkenntnis des Proletariats als Selbst-

erkenntnis der kapitalistischen Gesellschaft (...) in sich verbirgt“. ¹ Diesen *verborgenen* Gehalt des Fetischkapitels herauszuarbeiten und zu zeigen, wann, wie und von wem in der Geschichte der Fetischismus durchschaut werden kann, sieht Lukács als seine Aufgabe an.

Gegen die auch schon Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sich ausbreitende Tendenz, die kategorialen Entwicklungen am Beginn des „Kapital“ zu ignorieren oder für überflüssig zu erklären, betont Lukács die Zentralität der Kategorie der Ware im „Kapital“ und hebt hervor, daß es keineswegs zufällig sei, daß Marx seine Ökonomiekritik mit eben dieser Kategorie beginnt. Wies Marx darauf hin, daß die Ware die Elementarform der kapitalistischen Gesellschaft ist, so ergänzt Lukács, daß es „kein Problem dieser Entwicklungsstufe der Menschheit (gibt), (...), dessen Lösung nicht in der Lösung des Rätsels der Warenstruktur gesucht werden mußte.“ (170) Die Analyse der Ware ist daher kein isoliertes Problem und auch nichts, was einer bestimmten Einzelwissenschaft – etwa der Ökonomie – überlassen werden könnte, „sondern zentrales, strukturelles Problem der kapitalistischen Gesellschaft“. (170)

Der Fetischismus der kapitalistischen Warenproduktion ist für Lukács zentral. Die Warenstruktur beruht darauf, „daß ein Verhältnis, eine Beziehung zwischen Personen den Charakter einer Dinghaftigkeit und auf diese Weise eine „gespenstige Gegenständlichkeit“ erhält, die in ihrer strengen, scheinbar völlig geschlossenen und rationellen Eigengesetzlichkeit jede Spur ihres Grundwesens, der Beziehung zwischen Menschen verdeckt.“ (170 f.) Die Marxsche Fetischkritik enthält zugleich den „methodischen Grundgedanken“ des Marxschen Hauptwerks: „die Rückverwandlung der ökonomischen Gegenstände aus Dingen in prozeßartig sich wandelnde konkrete Beziehungen zwischen Menschen“. (317) Der erste Schritt der Fetischkritik ist demnach die Rückbeziehung der dinglichen Verhältnisse auf die Beziehungen von Menschen. Der zweite Schritt ist die Auflösung dieser menschlichen Beziehungen in soziale Prozesse. In der Fetischkritik wird so „das

Werden als die Wahrheit des Seins, der Prozeß als die Wahrheit der Dinge“ (314) erkennbar.

Lukács betont die Historizität des Warenfetischismus. Er betrachtet ihn als ein Spezifikum der kapitalistischen Produktionsweise. In vor-modernen Gesellschaften habe es zwar bereits Warenverkehr gegeben, die Ware war aber keineswegs die Elementarform dieser Gesellschaften. Der Warenfetischismus war demnach wie die Ware selbst ein randständiges Phänomen, während er im Kapitalismus die gesellschaftliche Totalität strukturiert. Für Lukács ist der Übergang von vorkapitalistischen zu kapitalistischen Verhältnissen nicht nur ein quantitativer, sondern ein qualitativer. Das heißt, die Ausbreitung der Warenform von einem vereinzelt auftretenden Phänomen zur allumfassenden Struktur, von einer Form unter vielen zur universellen Form, ist nicht nur eine Steigerung von bereits Vorhandenem, sondern bewirkt einen inhaltlich bestimmbareren Wechsel.

Zu Beginn der kapitalistischen Vergesellschaftung sind die Menschen als Träger der ökonomischen Verhältnisse noch relativ klar erkennbar gewesen. Durch die spätere Entwicklung, mit der Durchsetzung komplizierterer und vermittelterer Formen ist nach Lukács das Durchschauen der fetischisierten ökonomischen Beziehungen immer unmöglicher geworden. Ist das Auftreten des doppelt freien Lohnarbeiters noch eine historische Neuheit, so sind auch die Mittel der Ausbeutung offenkundiger und brachialer als später.

Der fetischistische Schein verhüllt die Wirklichkeit im doppelten Sinn. Erstens verdeckt er die Geschichtlichkeit der Dinge wie der Verhältnisse, und zweitens verhüllt er die sozialen Beziehungen hinter den Dingen und den Verhältnissen. Die Kritik des Fetischismus muß daher „mit dem Zerreißen der Ewigkeitshülle der Kategorien zugleich ihre Dinghaftigkeitshülle zerreißen“. (79)

Die Verdinglichung ist für Lukács die „strukturelle Grundtatsache“ kapitalistischer Warenproduktion. Die Grundtatsache der Verdinglichung meint bei Lukács demnach, auch wenn einige andere Stellen, an denen er von Verdinglichung nur als „ideologische(m) Phänomen“ (186) spricht, etwas anderes nahelegen könnten, sowohl den Fetischcharakter als objektives Verhältnis als auch die Fetischisierung als subjektive Nachvollziehung dieses Verhältnisses. Fetischismus meint bei ihm sowohl die Verdinglichung des Denkens als auch die Verdinglichung des Seins.

Fetischismus und Klassenbewußtsein

Die Verbindung der Beschäftigung mit der Verdinglichung einerseits und dem Proletariat andererseits dürfte einiges zum Verkaufserfolg von „Geschichte und Klassenbewußtsein“ in den siebziger Jahren beigetragen haben. Genau-

genommen ist Lukács „Geschichte und Klassenbewußtsein“ keine eingehende Analyse der Verdinglichung im Kapitalismus, sondern vor allem eine Untersuchung über den potentiellen Träger der Überwindung der Verdinglichung: das Proletariat. Anders jedoch als im Denken vieler marxistischer Aktivisten und Aktivistinnen ist das Proletariat bei Lukács keineswegs von vornherein, von sich aus, nur auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung, also einfach so dazu fähig, die Verdinglichung zu überwinden. Ganz im Gegenteil: Die Daseinsformen des Proletariats „sind so beschaffen, daß die Verdinglichung sich in ihnen am prägnantesten und penetrantesten (...) äußern muß. Die Verdinglichung aller Lebensäußerungen teilt das Proletariat also mit der Bourgeoisie.“ (268) Lukács betont zunächst die Gleichheit der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch Bourgeoisie und Proletariat. Die „objektive Wirklichkeit des gesellschaftlichen Seins ist in ihrer Unmittelbarkeit“ (269) für alle Klassen dieselbe. Die gesellschaftlichen Kategorien wie Ware, Wert, Geld und Kapital müssen daher allen Subjekten der bürgerlichen Gesellschaft, unabhängig von ihrer Klassenzugehörigkeit als Fetische erscheinen. Das fetischistische Denken ist bei Lukács in einer ersten Annäherung klassenübergreifend. Nach der Konstatierung der Gemeinsamkeit geht es ihm in einem zweiten Schritt jedoch um das Herausstreichen der Unterschiede. Auch wenn Bourgeoisie und Proletariat in ihrem Alltagsbewußtsein zunächst der selben Verdinglichung unterworfen sind, so sind nach Lukács doch die „spezifischen Vermittlungskategorien“, (269) durch welche den beiden Klassen die fetischistische Unmittelbarkeit der gesellschaftlichen Wirklichkeit ins Bewußtsein gelangt, unterschiedlich. Lukács hält zwar an seiner Einschätzung fest, daß das gesellschaftliche Sein in seiner Unmittelbarkeit für Bourgeoisie und Proletariat dasselbe ist, schwingt sich in der Folge aber zu einer großangelegten Verteidigung des Erkenntnisprivilegs der ausgebeuteten Klasse auf. Das Klassenbewußtsein der Bourgeoisie sei objektiv falsch und bleibe auch stets falsch. Das Bewußtsein des Proletariats sei zwar zunächst auch falsch, müsse aber keineswegs falsch bleiben, da es in der Gesellschaft keine objektiven Schranken für dieses Bewußtsein gäbe. Während sich bei Marx die ökonomischen Charaktermasken in den verdinglichten und fetischisierten Formen so zu Hause fühlen „wie ein Fisch im Wasser“,² glaubt Lukács daran, daß sich für die Arbeitenden alle Illusionen über ihren selbständigen Subjektstatus durch ihre alltäglichen Lebenserfahrungen verflüchtigen. Bei Marx sind sowohl Proletarier als auch Kapitalisten Personifikationen ökonomischer Verhältnisse, ihre leibhaftige Verkörperung. Bei Lukács hingegen ist die Charaktermaske nur

das zwangsläufig falsche Bewußtsein der Bourgeoisie, dem das Klassenbewußtsein des Proletariats gegenübersteht.

Das Proletariat behält bei Lukács die Rolle des revolutionären Subjekts. Da er die Marxsche Fetischkritik ins Zentrum seiner Überlegungen stellt, ist eine der Hauptaufgaben dieses revolutionären Subjekts in der Defetischisierung der kapitalistischen Formen zu sehen. Wie das Proletariat zu solch einer Defetischisierung gelangen kann, versucht Lukács anhand der Analyse des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in bezug auf die Arbeitszeit darzustellen. Gerade bei der Arbeitszeit zeige sich, daß die für kapitalistische Produktion bestimmende Quantifizierung eine „verdinglichende und verdinglichte Hülle ist.“ (293) Bei der Quantifizierung der Arbeitszeit erscheinen die Arbeitenden einerseits zwar als reines Objekt, andererseits weise diese Objektlichkeit aber schon über die reine Unmittelbarkeit gesellschaftlicher Wirklichkeit hinaus. Wird sich das Proletariat über sein Dasein als Ware bewußt, so kann es sich auch über das gesellschaftliche Sein bewußt werden. Indem dann die Unmittelbarkeit der gesellschaftlichen Realität als Resultat zahlreicher Vermittlungsschritte erkennbar wird, vollbringt das Proletariat bei Lukács damit die Defetischisierung der kapitalistischen Formen.

Um am Erkenntnisprivileg des Proletariats festzuhalten, muß Lukács, obwohl er immer wieder auf die Totalität des Fetischismus hinweist und vom fetischistischen Schein spricht, „der alle Phänomene der kapitalistischen Gesellschaft umgibt“, (78) beim Proletariat einen unverdinglichten Rest konstruieren. Bei Nichtproletariern schreitet die Verdinglichung für Lukács bis zur Verdinglichung der „Seele“ fort. Bei Journalisten beispielsweise, deren „Gesinnungslosigkeit“ ihm als „Gipfelpunkt der kapitalistischen Verdinglichung“ (194) gilt, verhalte es sich so, daß der Schein immer schwerer zu durchschauen wird, „je tiefer sich die Verdinglichung in die ‚Seele‘, des seine Leistung als Ware Verkaufenden reicht.“ (194) Beim Proletariat stelle sich das ähnlich, aber im entscheidenden Punkt doch anders dar. Der Prozeß der Verdinglichung negiere zwar den Arbeiter, solange er nicht gegen die Verdinglichung revoltiert; auch seine „Seele“ wird in Mitleidenschaft gezogen. Dennoch gebe es beim Proletariat etwas, das frei von der Verdinglichung bleibe: das „menschlich-seelische Wesen“, das nicht zur Ware verwandelt wird. Die Angehörigen des Proletariats könnten sich gegen ihr verdinglichtes Dasein „innerlich vollkommen objektivieren“. Das „menschlich-seelische Wesen“ müßte also jenseits der Vermittlung durch die Totalität der Wertform existieren.

Das proletarische Bewußtsein sei in der Lage „den Mensch als Kern und Grund der versachlichten Beziehungen“ (307) zu erkennen. Dieses Erkennen kann nach Lukács aber nur „in

und durch die Aufhebung“ (307) der Unmittelbarkeit der Gesellschaft, also nur im Augenblick oder nach der Zerstörung des Fetischismus der bürgerlichen Gesellschaft, stattfinden. Für die Kritik an dieser Gesellschaft heißt das, daß von der Verdinglichung, die nicht nur falsches Bewußtsein, sondern materielle Realität ist, ausgegangen werden muß. Lukács streift hier das prinzipielle Problem der Fetischkritik oder auch von Kapitalismuskritik überhaupt. Einerseits ist der Fetischismus der bürgerlichen Welt gesamtgesellschaftlich wohl tatsächlich nur dann vollständig zu erkennen, wenn er im Verschwinden begriffen ist. Andererseits wird er niemals verschwinden, wenn er zuvor nicht durchschaut und kritisiert wurde. Lukács führt, geprägt von seinen Erfahrungen aus Ungarn, den Arbeiterrat als eine „politisch-wirtschaftliche Überwindung der kapitalistischen Verdinglichung“ (168 f.) an. Gleichzeitig weist er aber darauf hin, daß es immer einen Unterschied zwischen dem tatsächlichen Bewußtsein und dem von ihm ausgemachten wahren Klassenbewußtsein selbst noch bei den revolutionärsten Teilen des Proletariats geben wird. Als weltgeschichtlicher Auftrag des Proletariats gilt die Vollendung der allgemeinen menschlichen Emanzipation. Die tatsächliche Vollendung des proletarischen Klassenbewußtseins wäre also die Selbstaufhebung des Proletariats. Die Frage ist aber, ob es ohne „wahres“ Bewußtsein jemals zu dieser Selbstaufhebung kommen kann. Für Lukács stellte sich diese Frage durchaus. Er geht von einem falschen Bewußtsein aus, verwahrt sich aber im Einklang mit Marx gegen eine starre Dichotomie von falsch und richtig, da das verdinglichte Bewußtsein einerseits zugleich subjektiv richtig und objektiv falsch ist, also subjektiv der Alltagserfahrung in der Warenwelt entspricht, aber durch Analyse der Ware als fetischistisch erkannt werden kann. Andererseits ist es aber auch subjektiv falsch und objektiv richtig, da es zugleich auf der subjektiven Seite die gesetzten Ziele verfehlt, während es objektive Gesetzmäßigkeiten der Gesellschaft exekutiert. Lukács beschränkt sich aber nicht auf den Hinweis auf die Widersprüchlichkeit von richtig und falsch bezüglich des Bewußtseins, sondern beharrt vor allem auf einem dialektischen Zusammenhang zwischen Falschem und Wahren: „das ‚Falsche‘ ist zugleich als ‚Falsches‘, und als ‚Nicht-Falsches‘, ein Moment des ‚Wahren‘.“ Von dieser Prämisse ausgehend stellt eine permanente, erst durch die vollendete Emanzipation aufhebbare Differenz zwischen tatsächlichem und objektiv richtigem, also „wahrem“ Bewußtsein, das erst als solches zu Klassenbewußtsein wird, kein Problem mehr dar.

Da das bürgerliche Denken an den offensichtlichen Tatsachen klebt, sind ihm nach Lukács auch die mystifiziertesten Fetischformen am nächsten. Der Zins erscheint diesem Denken

als die ursprüngliche Form des Kapitals, aus der sich die anderen Formen ableiten. Ausgehend von der Fetischform des Kapitals in seiner mystifiziertesten Form ist dem bürgerlichen Denken das Verständnis der Verdinglichung damit von vornherein verwehrt. Für das Proletariat sieht Lukács durch seine Konfrontation mit der tatsächlichen Quelle der Wertverwertung in der Produktion die „Perspektive auf das vollkommene Durchschauen der Verdinglichungsformen“ gegeben. Auf Grund seiner alltäglichen Erfahrungen würde das Proletariat von der grundlegenden Beziehung von Kapital und Arbeit ausgehen und alle anderen Fetischformen des Kapitals aus der Zirkulationssphäre auf die Produktion und auf die in ihr stattfindende Ausbeutung rückbeziehen.

Lukács, Klassenfetisch

Bei aller Problematik einer Konstruktion eines Erkenntnisprivilegs einer bestimmten Klasse, daß an vielen Stellen bei Lukács zu einem Erkenntnismonopol gesteigert wird, ist nochmals hervorzuheben, daß Lukács keinerlei Automatismus behauptet, der von der Existenz des Proletariats zur Entwicklung von Klassenbewußtsein im Sinne von Defetischisierung führt. Daß das Proletariat sich über sein warenförmiges Dasein bewußt wird, ist bei Lukács nicht zwangsläufig der Fall, sondern nur eine Möglichkeit. Daß diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit wird, schloß Lukács nicht ganz aus. Die Bourgeoisie wird nach Lukács in Krisen mitunter gezwungen, die Verdinglichung teilweise zu durchschauen. Diese lichten Momente ändern aber nichts an der grundsätzlichen „Blindheit der Totalität gegenüber.“ Das bißchen Klarheit, daß der Bourgeoisie durch die akute Krise aufgenötigt wurde, bleibe eine „Klarheit für den internen Gebrauch.“ (361)

Für das Proletariat erblickt Lukács eine widersprüchliche Entwicklung bezüglich des Fetischismus in Krisensituationen. Einerseits potenziere sich die Verdinglichung, andererseits würden die Fetische zunehmend versagen. Dieser Gleichzeitigkeit von Unterminierung und Ausbreitung des Fetischismus entspricht nach Lukács die Gleichzeitigkeit von der Verbesserung der Möglichkeiten für das Proletariat, die Verdinglichung zu überwinden, und die Zunahme der Gefahr, daß sich das Proletariat den entleerten Fetischen völlig unterwirft. Die Spezifik der Ware Arbeitskraft führt also nicht von sich aus zur Selbsterkenntnis seiner Träger, sondern schafft nur die Voraussetzungen dazu. Alle Versuche, zwischen gesellschaftlichem Sein und selbstbewußtem Bewußtsein einen Automatismus am Werke zu sehen, verweist Lukács in das Reich der Mythologie.

Lukács hat mit „Geschichte und Klassenbewußtsein“ den Begriff der Totalität, die Ware als zentrale Kategorie der Gesellschaftskritik sowie

den Abschnitt über den Fetischcharakter im „Kapital“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die marxistische Diskussion zurückgeholt, und er hat als einer der ersten versucht, das Verhältnis von Warenfetisch und Staat zu thematisieren. Bestimmte Stränge des Marxismus hat er damit nachhaltig geprägt.

Gerne wurde Lukács auf Grund des eingangszitierten Satzes zur Zentralität des Fetischabschnitts eine unzulässige Reduktion des Marx'schen Werkes und Denkens auf die Fetischkritik vorgeworfen. Um diesen Vorwurf zu entkräften braucht man jedoch nur den bei Lukács folgenden Satz anzuführen, in dem er festhält, daß aus der Zentralität des Kapitels über den Fetischcharakter der Ware keineswegs folgt, „daß die Entwicklung des Ganzen in seiner inhaltlichen Fülle damit überflüssig gemacht worden wäre.“ (298) Lukács reduziert nicht die Marx'sche Theorie auf die Fetischkritik, aber er tendiert dazu, die Fetischkritik auf die Kritik des Fetischcharakters der Ware zu reduzieren. Er stellt die Bedeutung der Fetischismuskritik bei Marx zwar klar heraus, bezieht sich dabei aber weitgehend nur auf die Kritik des Warenfetischs im ersten Band des „Kapital“. Mit den ausführlichen Darstellungen zum Fetischismus und der Mystifizierung im dritten Band des „Kapital“ und in den „Theorien über den Mehrwert“ befaßt sich Lukács nicht explizit.

Das größte Problem ergibt sich bei „Geschichte und Klassenbewußtsein“ jedoch daraus, daß das Proletariat, wie bereits ausgeführt, das Erkenntnisprivileg zugesprochen bekommt. Für Lukács ist die Selbsterkenntnis des Proletariats zugleich die Erkenntnis der gesamten Gesellschaft. Die Frage, die sich hier – zumal aus heutiger Sicht – aufdrängt, ist zugespitzt folgende: Warum wäre die Selbsterkenntnis des Kapitalisten, also die Einsicht in seine Funktion als ökonomische Charaktermaske, als Personifikation ökonomischer Verhältnisse, als mit Willen und Persönlichkeit begabtes Kapital und damit auch in seine ausbeuterische Funktion – und nur das wäre Selbsterkenntnis, wie auch beim Proletariat Selbsterkenntnis nur heißen kann, sich als objektiven Bestandteil des Kapitalverhältnisses zu begreifen und daher die eigene Abschaffung zu betreiben – nicht auch zugleich Erkenntnis der gesamten Gesellschaft? Berechtigter wäre es wohl, davon zu reden, daß die Selbsterkenntnis und damit die Erkenntnis des gesamtgesellschaftlichen Zusammenhangs der auf dem Wert basierenden und staatlich organisierten Produktionsweise für bestimmte Menschen auf Grund ihrer sozialen Lage eher möglich ist als für andere, aber für niemanden ausgeschlossen. Die Selbsterkenntnis würde für alle auch die Gesamterkenntnis inkludieren. Daß das Proletariat auf Grund seiner Stellung im Produktionsprozeß von anderen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen ausgeht als Nicht-Pro-

letarier liegt auf der Hand. Ob diese anderen Voraussetzungen aber auch tatsächlich bessere sind, muß bezweifelt werden. Ist die Totalität als fetischistisch konstatierte begriffen, läßt sich nicht sagen, daß die Bourgeoisie an den am meisten entwickelten Fetischformen haftet, während das Proletariat auf Grund seiner physischen Anwesenheit bei der Wert- und Mehrwertproduktion unmittelbar mit dem noch relativ leicht zu durchschauenden Warenfetisch konfrontiert ist. Allein die Tatsache, daß das Proletariat mit der Produktion unmittelbarer konfrontiert ist, bedeutet noch nicht, daß Proletarier und Proletarierinnen tatsächlich auch von der Produktion ausgehen und alle scheinbar unabhängig von der Produktionssphäre existierenden gesellschaftlichen Formen auf die Produktion rückbeziehen. Das Proletariat kann sich seine in Form der Vorenthaltung der Bedürfnisbefriedigung real erlebbare Ausbeutung sehr gut beispielsweise durch die zu hohen Zinsen und die zu hohen Preise in der Zirkulationssphäre erklären, während die Bourgeoisie durch empirische Tatsachen sehr schnell eine Ahnung von der Abhängigkeit des zinstragenden Kapitals von der Mehrwertabpressung in der Produktion erhalten kann.

Mit seiner Postulierung eines objektiven Klassenbewußtseins des Proletariats stellt sich Lukács gegen die Marx'sche Vorstellung von der klassenübergreifenden Kraft des Fetischismus. Auch wenn sich im gesamten Werk von Marx verstreut Formulierungen finden, die eine Unterscheidung zwischen zugerechnetem und tatsächlichem Bewußtsein, wie Lukács sie vornimmt, nahelegen, so ist doch vor dem Hintergrund der Marx'schen Fetischkritik eine Klassenbewußtseinstheorie im Sinne Lukács gerade nicht möglich.³ Ohne Zweifel sind Klasseninteressen in den realen sozialen Gegebenheiten begründet. Lukács Begriff des objektiven Interesses meint aber mehr. Er unterstellt dem objektiven Interesse des Proletariats einen Emanzipationscharakter, obwohl als objektives Interesse, das nur aus den sozialen Gegebenheiten hergeleitet wird, streng genommen auch nur systemimmanente Interessen verstanden werden können. Um dem objektiven Interesse des Proletariats den Willen zur Revolution zu implantieren, muß Lukács auf anthropologische und vor allem auf geschichtsphilosophische Voraussetzungen zurückgreifen, auf denen sein Begriff des objektiven Interesses, seine Vorstellung eines „zugerechneten“ Klassenbewußtseins letztlich auch beruht. Die Klasse mit einem zugerechneten Bewußtsein kann nicht mehr aus den materiellen Gegebenheiten in der Gesellschaft bestimmt werden. Das Proletariat bekommt so ein objektives Interesse zugeschrieben und wird zum scheinbar naturhaften Motor der Emanzipation. Es wird zum Fetisch, der mehr können soll als er in der Realität kann und will.

Die Identifizierung der Totalität mit dem Proletariat, die in der Kritischen Theorie dann negiert werden wird, äußert sich bei Lukács noch darin, daß das, was in der Methode antizipiert wird, nämlich die sich selbstbewußt produzierende und reproduzierende Gesellschaft, ausschließlich in Verbindung mit dem Proletariat gedacht wird, das dieses Antizipierte in der Praxis erst noch umzusetzen hat.⁴ Dennoch ist es richtig, „Geschichte und Klassenbewußtsein“ mit seiner Rückbesinnung auf die Kategorien der Totalität und der Ware als „Anfang vom Ende des Marxismus als Emanzipationstheorie der Arbeiterklasse“⁵ zu begreifen. Bereits Mitte der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts war der Widerspruch zwischen dem zugerechneten Klassenbewußtsein und dem tatsächlichen Bewußtsein des Proletariats, zwischen dem weltgeschichtlichen Auftrag, den das Proletariat von Marx erhalten und von Lukács in Erinnerung berufen bekam, und dem tatsächlichen Desinteresse großer Teile des Proletariats an einer revolutionären Vollendung der menschlichen Emanzipation so groß, daß die materialistische Theorie darauf reagieren mußte. Lukács stand vor der grundsätzlichen Frage, warum die in der Theorie stets behauptete Notwendigkeit (verstanden im Sinne von Zwangsläufigkeit) der Revolution nicht schon längst Wirklichkeit geworden war. Die Rückbesinnung auf die Marx'sche Fetischkritik war dafür naheliegend.

Was Lukács mit „Geschichte und Klassenbewußtsein“ noch einmal versuchte, war das Unterfangen, den offensichtlichen Bruch zwischen Theorie und Praxis „mit einem theoretischen Kraftakt“⁶ zu kitten – ein Unterfangen, dessen Aussichtslosigkeit spätestens mit dem Sieg des Nationalsozialismus in Deutschland offen zu Tage trat. Lukács sah die Stagnation im revolutionären Prozeß. Mit der Konstruktion eines objektiven, zugerechneten Klassenbewußtseins des Proletariats rettet er sich in die geschichtsphilosophische Gewißheit, daß diese Stagnation jedoch nur vorübergehend sein wird. Wie die von Lukács durchaus in Betracht gezogene, aber nicht für sehr wahrscheinlich gehaltene Möglichkeit, daß sich große Teile des Proletariats in der Krise den Fetischen der bürgerlichen Gesellschaft vollkommen unterordnen anstatt sie zu überwinden, historisch im Nationalsozialismus auf ganz spezifische Art Wirklichkeit werden sollte, konnte Lukács zur Zeit von „Geschichte und Klassenbewußtsein“ noch nicht wissen. Es ist ihm zwar nicht vorzuwerfen, daß er die klassenübergreifende Anziehungskraft des Nationalsozialismus nicht vorausgesehen hat, aber es ist darauf hinzuweisen, daß sich in „Geschichte und Klassenbewußtsein“ kaum Kategorien finden, die zum Verständnis der Begeisterung von Teilen des deutschen Proletariats für die deutsche Variante des kapitalistischen Antikapitalismus beitragen

könnten. Die Aufgabe der Reflexion des Nationalsozialismus vor dem Hintergrund der Marx'schen Fetischkritik stellte sich erst der Kritischen Theorie von Horkheimer und insbesondere von Adorno, der sich von Lukács zwar schon früh distanzierte, aber in vieler Hinsicht von ihm beeinflusst wurde.

Anmerkungen

- 1 Lukács, Georg: *Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Darmstadt und Neuwied 1976 (1923)*, S. 297 f. Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf diese Ausgabe.
- 2 Marx, Karl: *Das Kapital. Dritter Band. Buch III:*

Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion. Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 25, Berlin 1973 (1894), S. 787

- 3 Vgl. Kerber, Harald / Schmieder, Arnold: *Duldsamkeit des Denkens. Über Theorie und Praxis in der Marx'schen Theorie und über ihre Interpretationsgeschichte*. in: Behrens, Diethard (Hg.): *Politik und soziale Praxis*. Freiburg i. Br. 1997, S. 91
- 4 Vgl. Koltan, Michael: *Marxistische Dialektik im 20. Jahrhundert. 2. Teil: „Geschichte und Klassenbewußtsein“*. In: Bahamas, Nr. 23, 1997, S. 48
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.

Freiheitliche Sirenen

Bei den folgenden beiden Texten handelt es sich um die „1. Lieferung“ einer längeren dialogischen Auseinandersetzung zwischen Gerhard Scheit und Franz Schandl über den Fall Haider und den Rechtsextremismus.

Gerhard Scheit:

Rassismus als springender Punkt

Ich möchte mit einem Punkt in deinem Text beginnen, an dem sich vielleicht am deutlichsten Übereinstimmung und Differenz zwischen deiner und meiner Analyse des „Falls Haider, und der heutigen Formen des Rechtsextremismus zeigen: „Auch wenn es nicht gerne gehört wird: Der Haß auf das Obere unterscheidet sich nicht wesentlich vom Haß auf das Fremde.“ Er unterscheidet sich – wie ich denke – allerdings wesentlich, und damit meine ich nicht den Grad des Hasses, sondern den Zusammenhang, in dem beide „Ressentiments, zueinander stehen. Auf diesen Zusammenhang nämlich kommt es an. Warum wird der Führer der Freiheitlichen von „unten“, d.h. von der Basis der Freiheitlichen, nicht als ein „Oberer“ begriffen, obwohl er nach Einkommen, Besitz und politischer Funktion durchaus als ein solcher gelten müßte? Dies hängt doch wohl damit zusammen, daß er es versteht, das „Fremde“ in einem Sinn zu definieren, zu spezifizieren und abzuschattieren, der es erlaubt, ihn selber als das genaue Gegenteil des „Fremden“ erscheinen zu lassen, und damit den Unterschied zwischen kleinem und großem Mann aufhebt. Die „Fremden“ sind bei Haider und den Freiheitlichen – aber nicht nur bei ihnen – zuallererst diejenigen, die nicht zur Nation (zum Zeugungs- und Gebärdenzusammenhang des Staats) gehören, und denen zugleich unterstellt wird, daß sie jene, die zur Nation gehören, ob klein, ob groß, in ihrer Sicherheit und im Genuß der Produktivität bedrohen. Die „Oberen“ jedoch, gegen die der Haß sich richtet, werden dadurch definiert, daß sie im Bündnis mit den „Fremden“ stehen,

daß sie diese begünstigen, die Grenzen zu weit offen halten oder gar öffnen wollen (Osterweiterung), weil sie davon profitieren. Und hinter ihnen andere „Obere“, die man jedoch nicht sehen kann: die Herren der internationalen Monopole und der globalen Finanzmärkte von zweifelhafter „Abstammung“, als deren Stellvertreter die Sichtbaren, die Politiker, fungieren. Aber sie sitzen nicht nur an den höchsten Stellen, sondern eben auch an den niedrigsten: Sozialschmarotzer, und Kriminelle heimischer Provenienz verraten ebenfalls das „Eigene“ an das „Fremde“, sie untergraben den Wohlstand der Volksgemeinschaft und schwächen die Nation.

So sieht das imaginäre Haidersche Reich derzeit aus. Es ordnet sich noch immer nach den Zwangsvorstellungen des Staats und der Produktivität des Kapitals – nach Nation und Rasse, auch wenn diese Nation nur noch als Abschottung, die Rasse nur mehr als Arbeitslosenheer zu haben ist – ja desto mehr! Je weniger der Nationalsozialismus noch realisierbar ist (als ein neues „Drittes Reich“), desto wichtiger wird er als Referenzpunkt des postfaschistischen Bewußtseins. Darin sehe ich die eigentlichen Kontinuitäten über die historischen Formationen von Faschismus / Nationalsozialismus und das Ende des Fordismus etc. hinaus. Und hier irgendwo wird die Historisierung des Faschismus / Nationalsozialismus, die Du vornimmst, um das Moderne oder besser: Postmoderne von Haider aus guten Gründen herauszustreichen, fragwürdig: „Der Faschismus und mit ihm der Nationalsozialismus gehören zur Aufstiegsgeschichte des europäischen Kapitalismus im zwanzigsten Jahrhundert [...] Dort wo es

Parallelitäten zwischen dem alten Faschismus und der neuen Rechten à la Haider gibt, sind diese als jeweils adäquate Zuspitzungen des gesunden Menschenverstandes zu interpretieren, nicht aber, als wäre das eine die Fortsetzung des anderen. Der Faschismus ist also einer bestimmten, nicht wiederholbaren Epoche des Kapitalismus zuschlagbar. Anderswohin versetzt, stiftet er mehr Verwirrung als Erklärung.“ Mit ähnlichem Recht könnte doch auch der Begriff der „Rechten“, der offenkundig hier auf Haider noch angewandt wird, einer bestimmten historischen, nicht wiederholbaren Epoche des Kapitalismus zuschlagbar sein und also auf Haider nicht mehr anwendbar. Anders gesagt: Die Rede von der „neuen Rechten à la Haider“, die diese Anwendung etwas zu relativieren sucht, würde es auch erlauben vom „neuen Faschismus, oder „neuen Nazismus, à la Haider zu sprechen. Ich sehe hier also schon Fortsetzung und Kontinuität – freilich auch Bruch und Diskontinuität. Wie schwierig auch die Historizität von Faschismus, Nationalsozialismus und Rechtsradikalismus zu fassen ist: Die nationale Ideologie samt ihren beiden Türstehern Rassismus und Antisemitismus bleibt – über das Ende von Fordismus, Keynesianismus und was weiß ich hinaus – der entscheidende Faktor zur Stabilisierung und Legitimation staatlicher Herrschaft und kapitalistischer Verwertung – in welcher Form immer diese beiden noch realisierbar sein mögen. Das ist die „Zuspitzung“, des „gesunden Menschenverstandes“, die Haider vornimmt und die ich wirklich auch als „adäquat“ bezeichnen würde: adäquat für Staat und Kapital, und umso adäquater, je größer die Krise.

Franz Schandl: Inklusion und Exklusion

Der Reihe nach. Dein Einwand, daß der Haß auf das Obere nicht mit dem Haß auf das Fremde gleichgesetzt werden kann, ist richtig, aber letztlich nicht ganz treffend. Richtig ist er, weil das Obere und das Untere ja auch wirklich eine bevorzugte Einheit herstellen, eben als Volksgemeinschaft, als Nation, als eherne Zusammengehörigkeit. Sie meinen selbst – vor allem im deutschsprachigen Raum, aber nicht nur hier –, daß sie diese apriori schon quasi biologisch darstellen. Sogar die Einwendungen des sogenannten Klassenkampfes haben sich dagegen als praktisch unfähig erwiesen. Im bürgerlichen Zeitalter kommt die Nation immer vor der Klasse. Aber die Klasse ist auch kein Antagonismus zur Nation, sondern bloß Bestandteil einer staatlich verfaßten Gesellschaftsformation. Was weiters heißt, daß sich der Teil der Gesamtheit, der er angehört, unterordnen muß. Mit dem Klassenkampf ist der Nation nicht beizukommen, denn er ist ein Kampf nationalen Charakters, er setzt also ein gemeinsames Standortinteresse voraus, mag dieses nun reflektiert oder unreflektiert zum Tragen kommen.

Nicht ganz treffend ist deine Kritik allerdings, weil die Muster der Inklusion und Exklusion tatsächlich substantiell zusammengehören. Was sie differenziert, ist die Ausprägung, nicht die grundsätzliche Beschaffenheit. Ich sage auch nirgends, daß sich das Obere nicht vom Fremden unterscheidet, sondern daß das entfaltete Ressentiment in beiden Fällen aus den gleichen Basen schöpft, auch wenn die resultierende Dimensionierung oder Manifestation anders ist. Denn wie sich etwas in Folge entwickelt, ist nicht vorgegeben, auch wenn es angelegt ist. Worum es mir ging, war, auf die Grundstufe hinzuweisen, ohne die unterschiedlichen Qualitäten der Superlative zu leugnen. Was ich aufgrund meines Einwands aber getan habe, war eine weitere Präzisierung der Passage vorzunehmen.

Aus der Differenz in der Bestimmung, ist jedenfalls nicht auf eine in der Beschaffenheit zu schließen. Karl Marx schreibt: „Aber wenn die Wirkung von der Ursache verschieden ist, muß nicht der Charakter der Wirkung schon inklusive in der Ursache enthalten sein? Schon die Ursache muß die Bestimmung tragen, welche die Wirkung später zeigt.“ (Über Friedrich List: Das nationale System der politischen Ökonomie (1845)) Ja, sie muß enthalten sein, sie muß aber das Wesen nicht zum Unwesen treiben. Diese Bestimmung muß sich nicht (auch nicht in letzter Konsequenz) realisieren, nichtsdestotrotz ist sie vorhanden und kann unter bestimmten Umständen real werden. Im Zeitalter der Vollbeschäftigung ist die rassistische Tendenz eher als flache Größe aufgefallen. Also kaum. Trotzdem ist im Alltagspositivismus der bürgerlichen Gesellschaft, im gesunden Menschenverstand, das eliminatorische Programm der Konkurrenz schon angelegt, egal wie es sich dann historisch auslegt. Das Verwirklichte ist im Wesen vorhanden, aber das Wesen ist nicht das Verwirklichte.

Die Frage ist nun die: Wie gestalten sich Inklusion und Exklusion, anhand welcher Kriterien? Die kapitalistische Entwicklung, was auch immanente Kämpfe und Widerstände miteinschließt, war gekennzeichnet durch Auseinandersetzungen um diese Kriterien.

Der Identitätswahn kennt viele Abstufungen. Daß Haider nicht als „Oberer“ wahrgenommen wird, liegt daran, weil eine andere Bestimmung (ein „unserer“, ein „Eigener“) stärker ist als diese. Etwas, an dem aber schon ein gut verdienender Arbeiterkammerfunktionär scheitern kann. Der entspricht nämlich nicht dem, was sich der gesunde Menschenverstand unter „arbeiten“ vorstellt. Die Aversion hängt auch nicht in erster Linie an der spezifischen Haben-Seite, ist also keine krude Empörung der Armen gegen die Reichen, sondern hängt primär am konkurrenzistischen Leistungsprinzip, ob unten eingeschätzt wird, daß das Geld redlich erarbeitet wurde oder nicht.

Die Stereotype gehen so: Der Haider hat es zu etwas gebracht. Er hat aus sich etwas gemacht. Er

arbeitet hart. Er fährt einen Porsche, weil er sich den verdient hat. Dies alles, so meinen die unteren Leistungsträger oder Leistungsmöchtegeträger, trifft auf einen Spekulanten oder auf einen Parteiapparatschik nicht zu. Die sind aufgestiegene Schmarotzer, die von unserem Geld leben. In Haiders Terminologie: „Die Großen richten es sich selber, die Kleinen brauchen den Schutz der Politik.“ (ORF-Report, 8. März 1999) Die Großkopferten und die Oberen, damit ist also immer eine bestimmte Sorte gemeint; der Code, an dem sie gemessen werden, ist jener von Arbeit und Nichtarbeit, was aber auch heißt am Code von Wert und Unwert.

Fortsetzung folgt.

Öffentliche Nachbesprechung

der Nummer 2/1999
unseres geschätzten Blattes, der

Streifzüge

Wo?

Café Siebenstern in Wien 7.,
Siebensterngasse 31,
Veranstaltungsraum

Wann?

Mittwoch, 8. September 1999,
19 Uhr

Mit wem?

AutorInnen der Streifzüge
und Willkommene

Neu : Krisis 20/21

Claus Peter Ortlieb: Bewusstlose
Objektivität • Ernst Lohoff: Zur
Dialektik von Mangel und Überfluss •
Roswitha Scholz: Die Verwilderung des
Patriarchats in der Postmoderne • Moïse
Postone: Dekonstruktion als Gesell-
schaftskritik • Robert Bösch: Über eine
Theorie des Mangels • Rezensionen •
Kommentare • Glossen • 24 DM

Krisis

beiträge zur kritik der warengesellschaft

Horlemann Verlag • Postfach 1307
53583 Bad Honnef • Fax 02224/5429

Streifzüge- AbonentInnen aus der Bundesrepublik Deutschland

mögen ihre Abogebühr
(DM 20, Euro 10) oder Spende bitte
an folgendes Konto überweisen:
Franz Schandl, Postbank Nürnberg,
Kontonummer 4059 52-854
(Bankleitzahl 760 100 85)

Mitteilung in befreundeter Sache

An die Abonnenten und Abonentinnen der Zeitschrift *Krisis* in Österreich:

Durch den Wechsel der Verlagsauslieferung sind leider die Adressen der *Krisis*-Abonnements in Österreich verlorengegangen. Wir bedauern dies sehr und bitten nun die Abonnenten und Abonentinnen, sich beim Verlag zu melden, damit wir Ihnen in Zukunft die *Krisis* wieder pünktlich nach ihrem Erscheinen liefern können (bitte auch angeben, welche *Krisis*-Nummern nicht ausgeliefert wurden und noch benötigt werden).

Als kleine Entschädigung für den entstandenen Ärger können Sie sich bzw. Ihr Euch eine ältere *Krisis*-Nummer (Nr. 13-20) oder ein Buch aus der edition krisis auswählen, das wir kostenlos zuschicken.

Der Horlemann-Verlag und die *Krisis*-Redaktion

Bestelladresse: Horlemann-Verlag, Postfach 1307, D-53583 Bad Honnef,
Fax 00492224/5429, E-Mail: Horlemann@AOL.com

WEGZIEL

Marxistische Zeitschrift

Unser Angebot zum Kennenlernen:
Das Probeabo - Sie erhalten die nächsten 3
Ausgaben kostenlos und unverbindlich zuge-
sandt.

Bestellung durch Postkarte oder Brief an
Kemmerling Zöchling & Partner
Medien- und Informationsdienste KEG
Schottengasse 3a/1/4/59
A-1010 Wien



Heft 2/99: EXOTISMUS

erhältlich um 50,- S + Porto
Bestellungen
an nebenstehende Adresse

Streifzüge-Abo

Die weitere Zustellung der Streifzüge kann nur durch Einzahlung eines Geldbetrages mittels des beiliegenden Zahlscheines sichergestellt werden. Die Höhe dieses Betrages stellen wir Ihrer Großzügigkeit anheim. Von dem eingezahlten Betrag gilt ein Teilbetrag von 100,- S als Streifzüge-Abonnement, jeder darüber hinausgehende Betrag gilt als Spende für die Streifzüge und für die Tätigkeit des Kritischen Kreises.

Zur Deckung der gesamten Kosten der Streifzüge sind wir auf die Bereitschaft der Leserinnen und Leser angewiesen, nach ihren Möglichkeiten auch höhere Beträge einzuzahlen.

P.b.b. - 312718W96U - Verlagspostamt 1050 Wien

Robert Zöchling

Högelmüllergasse 2/27
A-1050 Wien